

Unsere Heimat bleibt uns Aufgabe und Verpflichtung

30 Jahre Patenschaft (1957 - 1987)
Stuhm - Bremervörde - Rotenburg (Wümme)

Unsere Heimat bleibt uns Aufgabe und Verpflichtung

30 Jahre Patenschaft

Stuhm - Bremervörde - Rotenburg (Wümme)

1957 - 1987



Landkreis Bremervörde



Kreis Stuhm

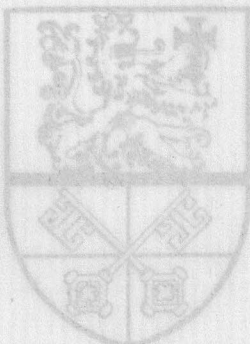


Landkreis Rotenburg (Wümme)

Herausgegeben vom Heimatkreis Stuhm
in Zusammenarbeit mit dem
Landkreis Rotenburg (Wümme)

Unsere Heimat bleibt unsere Aufgabe
und Verpflichtung

30 Jahre Partnerschaft
Stuhm - Bremervörde - Rotenburg (Wümme)



Landkreis Rotenburg (Wümme)

1957 - 1987



Kreis Stuhm



Landkreis Bremervörde

Alle Rechte vorbehalten 1987
bei Heimatkreis Stuhm
Produktion: W+V – Satz- und Lithoservice
Bernd Braumüller, Alexander Bock GbR
Industriestraße 11, 2724 Sottrum
Druck: R. Rosebrock, Gutenbergstraße 2, 2724 Sottrum

Inhalt

	Seite
Das Westpreußenkreuz auf dem Weißen Berg	5
Grußwort des Landkreises Rotenburg (Wümme)	6
Geleitwort des Heimatkreisvertreter	7
Heimat – 1824. Gedicht von Heinrich Hoffmann von Fallersleben	8
Der Heimatgedanke in einer sich verändernden Welt Von Gerhard Halfpap, Zoppot	8
Das Lied der Deutschen. Von Heinrich Hoffmann von Fallersleben	10
Die völkerrechtlichen Grundlagen unseres Rechtes auf Heimat Von Gottfried Lickfett, Stuhmsdorf	11
Wie groß ist Ostdeutschland?	13
Legende und Wirklichkeit – 20 : 3	14
30 Jahre Landsmannschaft Westpreußen. Von Odo Ratza, Stuhm	15
Das Westpreußenlied. Von Paul Felske	16
Der Kreis Stuhm/Westpreußen. Von Gottfried Lickfett	21
Karte des Kreises Stuhm/Westpreußen	24
Seit 1294 genannt: Stuhm. Von Andreas Emil Zottmaier, Stuhm 1927	26

Die letzten Tage in der Heimat

Die Räumung des Kreises Stuhm. Von Günther v. Flottwell, Lautensee	29
Aus dem Tagebuch der Pfarrfrau von Losendorf. Von Ella Schwarz	31
Vor vierzig Jahren. Von Brigitte Braun geb. Kollbach, Hohendorf	32
Auf der Flucht. Von Fritz Schulze, Arzt in Christburg	34
Die Flucht der Christburger und die Besetzung der Stadt Von Otto Piepkorn, Christburg	35
Die letzten Zeilen aus der Schulchronik von Heidemühl. Von Edwin Jaedike	37

In der neuen Heimat

Mein Weg nach Elm bei Bremervörde. Von Irmgard Prill, Marienburg	38
Die Flüchtlingssituation im Landkreis Bremervörde Von Friedrich Zimmermann, Bremervörde	46
Streiflichter aus dem Flüchtlingsleben. Von Irmgard Prill, Bremervörde-Elm	48
Im Einsatz für die Vertriebenen: Ein Interview Friedrich Baden und Friedrich Rokosch, Bremervörde	50

Kreisgemeinschaft: Eine Hilfe – lebendiges Erbe: Ein Auftrag

Der Heimatkreis Stuhm und seine Patenschaft. Von Gottfried Lickfett	53
Die Stuhmer in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin Von Heinz Richert, Menthen	59
Stuhmer in aller Welt – Unser Leben in Kanada Von Lore Andres geb. Bartels, Schroop	60
Die Heimatkreistreffen in Bremervörde	63
Das Wort zum Sonntag. Von Gerda Zottmaier, Stuhm	69
Unser Heimatbrief, die lebendige Verbindung zu unseren Landsleuten	70
Ein Blick auf unsere Finanzen. Von Siegfried Erasmus, Stuhm	71
Die Stuhmer Stuben und das Stuhmer Museum	72
Das Stuhmer Archiv. Von Günther Strich und Heinz Seifert, Baumgarth	76
Die Buchveröffentlichungen des Heimatkreises Stuhm	77
Der Patenkreis. Von Friedrich Zimmermann, Bremervörde	78
Gemeinsam durch den Patenkreis 1971. Von Gerda Zottmaier	79
Gemeinsame Fahrt in die alte Heimat 1976. Von Gerda Zottmaier	81
An Stuhm. Gedicht von Hildegard Schulz, Stuhm	87

Dies und das aus unserer Heimat

Einige heimatliche Rezepte. Von Siegfried Erasmus, Stuhm	93
Martini man die Gänse schlachtet. Von Hubert Kortmann, Mirahren	95
Schlachtfest in Mirahren vor 65 Jahren. Von Hubert Kortmann	95
Der Kreis Stuhm – Quelle westpreußischer Märchen Von Alfred Cammann	96
Rosenkranz. Von Max Spurgarth, Parpahren	97
Sehnsucht. Gedicht von Meta Stolz, Stuhm	98
Wanderungen zum Schwarzen See	98
Das „Cammann-Archiv“ in Rotenburg (Wümme)	100
Sehnsucht im Herbst. Von Meta Stolz	101
Ferien auf dem Lande im Kreis Stuhm. Erinnerungen aus den Zwanziger Jahren von Gerda Zottmaier, Stuhm	101
Heimat vergessen? Gedicht von Ernst Böhm, Schmiedemeister aus Lichtfelde	104



*Am 13. Juli 1930,
anlässlich der 10jährigen Abstimmungsgedenkfeier,
wurde das Westpreußenkreuz auf dem „Weißen Berge“
bei Weißenberg im Kreise Stuhm als Symbol
unseres „unerschütterlichen Glaubens an die Wiedervereinigung
der ehemaligen Westpreußischen Gebiete und damit
der Wiedervereinigung der Gebiete Ost- und Westpreußens
mit dem Mutterlande“ errichtet.*

*Der Sockel trug in Granit eingemeißelt die Worte:
„Westpreußen, dem unteilbaren deutschen Weichselland“*

Der Heimatkreis Stuhm und seiner Patenschaft. Von Graf von Bothmer.
Die Stuhmer in der Preussenszeit, 1807 bis 1945 und in der
Vaterlandszeit, 1945 bis 1990.
Stuhm in der

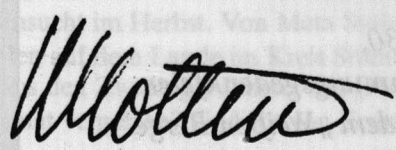
Grußwort des Landkreises Rotenburg (Wümme)

Vor 30 Jahren – 1957 – hat der Landkreis Bremervörde die Patenschaft für den Kreis Stuhm/Westpreußen übernommen; seit 1977 wird sie vom neugebildeten Landkreis Rotenburg (Wümme) fortgeführt.

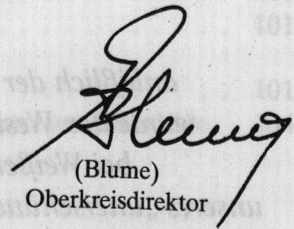
Der Verlust der Heimat war ein schmerzlicher Anlaß für die Übernahme der Patenschaft. Wir waren und sind bemüht, den Einwohnern des Kreises Stuhm eine Heimstatt für ihre gemeinsamen Interessen und Anliegen zu bieten. Das ist uns nach wie vor eine aus innerer Überzeugung getragene Verpflichtung.

Wir nehmen gern die gemeinsame Aufgabe wahr, das Kulturgut der Vertreibungsgebiete in unser aller Bewußtsein zu erhalten und die Kulturleistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge zu fördern.

In der Hoffnung, daß unsere Patenschaft weiterhin mit Leben erfüllt bleibe, entbietet der Landkreis Rotenburg (Wümme) seinem Patenkreis Stuhm/Westpreußen herzliche Grüße.



(Graf von Bothmer)
Landrat



(Blume)
Oberkreisdirektor

Geleitwort des Heimatkreisvertreters

Der Heimatkreis Stuhm/Westpreußen begeht in diesem Jahre sein 16. Heimatkreistreffen in Bremervörde, im Patenkreis Rotenburg (Wümme).

Dieser Zeitpunkt ist von besonderer Bedeutung.

Vor 30 Jahren, am 23. Juni 1957, übergab der Landkreis Bremervörde den Stuhmern die Patenschaftsurkunde, nachdem der Kreistag am 9. Juli 1956 die Übernahme der Patenschaft beschlossen hatte. Damit begann eine Zeit fruchtbarer Zusammenarbeit, in der Landkreis und Stadt Bremervörde den Stuhmern zur Heimstatt geworden sind. Wir bekennen in Dankbarkeit, daß es uns vornehmlich durch die Patenschaft möglich geworden ist, zunächst unsere Stuhmer in der weiten Zerstreuung zu sammeln und dann im Gedenken an unsere Heimat zusammenzuhalten.

Das Wirken unseres ersten Heimatkreisvertreters, Günther von Flottwell, verdient dabei besondere Würdigung. Ihm ist es zu verdanken, zunächst den Heimatkreis Stuhm und dann die Patenschaft begründet zu haben. In seinem Sinne waren seine Nachfolger weiter bemüht, als gewählte und ehrenamtliche Vertreter der Stuhmer den übernommenen Pflichten gerecht zu werden.

Hierbei standen uns die Repräsentanten des Patenkreises wohlwollend und stets hilfsbereit zur Seite.

Mit der nun 38jährigen Geschichte des Heimatkreises auf's engste verbunden, sind die Namen der Landräte Burfeindt und Hölter, Oberkreisdirektor Dr. zum Felde — und nach der Gebietsreform am 1. August 1977, mit der damit erreichten Übernahme der Patenschaft durch den neuen Landkreis Rotenburg (Wümme) — Landrat Graf von Bothmer und den Oberkreisdirektoren Dr. zum Felde und Gerhard Blume. Das gleiche gilt für unsere unmittelbaren Patenschaftsbetreuer, die Herren Karl Mühler, Friedrich Baden und Friedrich Zimmermann.

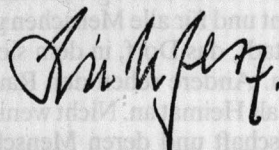
Dieses Jubiläum kann alle, die an der Gestaltung des Heimatkreises Stuhm Anteil haben, mit einer gewissen Genugtuung erfüllen. Unser Ziel jedoch, friedlich in die Heimat zurückkehren zu können, ist auch den Stuhmern weiterhin versagt geblieben. Diese Aufgabe geht auf die nachwachsende Generation über. Bis die Staaten in einem angestrebten Vereinigten Europa zu einer neuen und besseren Dimension zwischenmenschlicher Beziehungen kommen, wird noch viel Zeit vergehen.

Bis zu diesem Zeitpunkt bleibt es unsere Verpflichtung, auf unserem Recht auf Heimat, wie es allen Menschen zusteht, zu beharren. Dazu gehört das Wissen um unsere ostdeutsche Geschichte und ihre hervorragenden kulturellen Leistungen.

Dieses Bewußtsein und die Bewahrung des deutschen Erbes im Osten bleibt nicht nur Aufgabe der aus der Heimat Vertriebenen, sondern des ganzen deutschen Volkes.

Diesem Ziel möge auch diese Festschrift dienen

Bremervörde, Mai 1987



(Gottfried Lickfett)

Heimatkreisvertreter

Heimat - 1824

von Hoffmann von Fallersleben

*Kein schöner Land als Heimat
Und meine Heimat nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies und Flur!*

*Jetzt hab ich keine Heimat
Dem Vogel gleich im Wald
Und werd in lauter Hoffen
Und Sehnen traurig alt.*

*Mit Liedern möcht ich bannen
Zu mir mein Jugendland,
Wie einen schönen Garten
Bebaut mit eigner Hand;*

*Und zwischen Laub und Blüten
Und Früchten mich ergehn
Und ruhig nach den Bergen
Der blauen Ferne sehn.*

*Kein schlimmer Land als Fremde
Und meine Fremde nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies und Flur!*

Der Heimatgedanke in einer sich verändernden Welt

von Gerhard Halpapp, Zoppot

Seitdem die Menschen sich als geschichtliche Wesen begreifen, hat die Heimat in ihrem Fühlen und Denken immer eine bevorzugte Stellung eingenommen. Obwohl seit Jahrhunderten als Begriff gebraucht, von Malern in Farbe beschrieben, von Dichtern in vielfältiger Weise besungen, konnte das, was Heimat eigentlich ist, aber nie eindeutig bestimmt und für alle Menschen gültig festgelegt werden. So ist Heimat für viele Menschen die Stadt, das Dorf, in dem sie geboren wurden und die Jahre ihrer Kindheit verbracht haben. Andere sehen den Raum ihrer entscheidenden Lebensphasen (Jugend, Beruf, Ehe) als Heimat an. Nicht wenige sehen sich im Laufe ihres Lebens von einer bestimmten Landschaft und deren Menschen so heftig angezogen, daß sie diesen Raum zu ihrer „Wahl“-Heimat machen. Und die millionen Vertriebenen unter uns mußten sich buchstäblich eine neue Heimat „erleben“, ohne die alte je vergessen zu können.

Beim Nachdenken über das, was Heimat dem einzelnen bedeutet, wird deutlich, daß es sich um eine Reihe von Empfindungen handelt, die erst im harmonischen Zusammenklang das Gefühl Heimat auslösen. So ist es z.B. der geographische Raum, die schöne oder charakteristische Landschaft nicht allein, die in uns heimatliche Gefühle wachruft. Sonst würde z.B. der Vertriebene, der heute nach Ostdeutschland fährt, sich dort wieder in seiner Heimat fühlen. Er tut es nicht, weil Wesentliches von dem fehlt, was ihm Heimat war. Und das sind nicht nur etwa zerstörte oder verschwundene oder heruntergekommene Bauten aus früherer Zeit. Was ihm vor allem fehlt, um das Land seiner Kindheit und Jugend wieder zu entdecken, sind die vertrauten Menschen, mit denen er umging, die Sprache, in der er sich den anderen mitteilte, die Lieder, in denen er seine Empfindungen ausdrückte; es sind die vertrauten Begleitumstände seines werktäglichen Lebens, die ihm fehlen, und nicht zuletzt sind es die umgestürzten oder vernichteten Grabsteine seiner Vorfahren, die er findet. Nein — trotz der zeitweiligen Rückkehr an die Stätten seiner Kindheit, ist er von seiner Heimat weiter entfernt denn je.

Somit wird deutlich, daß Heimat Landschaft und Natur bedeutet, geliebte Menschen, Muttersprache und vertrautes Lied, daß Heimat Geborgenheit ist in überschaubarer und vertrauter Umgebung unter Menschen eigener Sprache und Kultur, aber auch Erlebnis, Tätigkeit, Erfahrung und Leid, Beachtetwerden und Geachtetsein.

Aber, so wird mancher einwenden, kann diese Beschreibung noch gelten in einer sich von Tag zu Tag verändernden Welt, in der die Technik mit immer größerer Hand in unser Leben eingreift? Ist dies nicht eine Idylle, in die sich unsere Wunschvorstellungen flüchten, eine Idylle, die mit der Wirklichkeit nur noch wenig gemein hat? Es ist nicht zu leugnen, daß sich in den industriellen Ballungsgebieten — und damit auch in unserem heimatlichen Raum — gewaltige Veränderungen vollzogen haben und noch vollziehen. Mit dem Einbruch der Technik wurde das Gesicht mancher Landschaft völlig verändert, stellenweise bis hin zur Unkenntlichkeit. Und doch — auch eine veränderte Landschaft ist für die in ihr aufwachsenden und tätigen Menschen Heimat im umfassenden Sinne. Hier kennen sie ihre Umwelt, hier sind ihnen die Mitmenschen vertraut, hier haben sie ihren Arbeitsplatz und ihren Verein, und nicht zuletzt: hier wird ihre Sprache gesprochen. Und jetzt und hier können sie aber auch die Inseln finden, die sich der Sehnsucht des Menschen nach Stille, Muße, Einkehr und Betrachtung öffnen, wenn er diese nur sehen will und sie aufsucht: die alten Stadtteile in einer modernen Großstadt, die Natur- und Landschaftsschutzgebiete in Wald und Moor, das Stück Parklandschaft mit den am Wasser spielenden Kindern oder die bunten Gärten der Eigenheimer oder Schrebergärtner.

Auch und gerade in einer sich so schnell verändernden Welt wie der unseren hat also der Heimatgedanke seine Berechtigung. In einer Zeit geschärften Bewußtseins für die Bewahrung einer menschenwürdigen Umwelt ist es allen aufgegeben, für die Erhaltung des Stückchens Erde, das unsere Heimat ist, mit allen verfügbaren intellektuellen, moralischen und materiellen Kräften einzustehen.

Das Lied der Deutschen

von Hoffmann von Fallersleben

*Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält,
von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!*

*Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang
sollen in der Welt behalten
ihren alten schönen Klang,
uns zu edler Tat begeistern
unser ganzes Leben lang. —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang!*

*Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand. —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
blühe, deutsches Vaterland!*

Diesen Text schrieb Heinrich Hoffmann von Fallersleben am 26. August 1841 auf der damals zu England gehörenden Insel Helgoland. Er gab damit der allgemeinen Sehnsucht nach einem freien und geeinten Deutschland Ausdruck, zu einem Zeitpunkt, als das Deutsche Reich in 38 Teilstaaten zersplittert war.

Der erste Reichspräsident Friedrich Ebert erklärte am 11. August 1922 dieses „Lied der Deutschen“ mit seinen drei Strophen zur Nationalhymne.

Auch Bundespräsident Theodor Heuss bestimmte am 6. Mai 1952, in Kenntnis des Sinnes und der Tradition, dieses Lied mit seinen drei Strophen zur Nationalhymne der Bundesrepublik Deutschland. — Aus amtlichem Anlaß wird nur die dritte Strophe „Einigkeit und Recht und Freiheit . . .“ gesungen.

Die völkerrechtlichen Grundlagen unseres Rechtes auf Heimat

von Gottfried Lickfett, Stuhmsdorf

In der Präambel des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949 heißt es:

„Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen, von dem Willen be-seelt, seine nationale und staatliche Einheit zu wahren und als gleichberechtigtes Glied in einem vereinten Europa dem Frieden der Welt zu dienen . . .“

„Es hat auch für jene Deutschen gehandelt, denen mitzuwirken versagt war. Das gesamte Deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.“

Hierzu ist festzustellen:

Alle in der „Präambel“ genannten Ziele sind kein deutscher Alleingang, sondern befinden sich in voller Übereinstimmung mit den Grundlagen des gültigen Völkerrechts, zu dem sich auch unsere östlichen Nachbarn bekannt haben. Durch die seit 1945 praktizierten Maßnahmen verstößt u.a., die Volksrepublik Polen gegen die allgemeinen Regeln des Völkerrechts und gegen eine Vielzahl von völkerrechtlich bindenden Verträgen.

Was besagen nun diese völkerrechtlich verbindlichen Regeln und welche sind es?

Haager Landkriegsordnung von 1907

Art. 43: Gebot der Beachtung der Landesgesetze bzw. deren Einhaltung durch die Besatzungsmacht.

Art. 45: „Es ist untersagt, die Bevölkerung eines besetzten Gebietes zu zwingen, der feindlichen Macht den Treueid zu leisten“ (also z.B. andere Staatsangehörigkeit aufzuzwingen).

Art. 46: „... Das Privateigentum darf nicht eingezogen werden.“

Art. 47: „Die Plünderung ist ausdrücklich untersagt.“

Art. 50: „Keine Strafe in Geld oder anderer Art darf über eine ganze Bevölkerung wegen Handlungen einzelner verhängt werden, für welche die Bevölkerung nicht als mitverantwortlich angesehen werden kann.“

In ihrer sogenannten „Berliner Erklärung“ vom 5.6.1945 haben die Siegermächte ausdrücklich erklärt, die Übernahme der Regierungsgewalt in Deutschland „bewirkt nicht die Annektierung Deutschlands.“

Nach dem sogenannten „Potsdamer Protokoll“ vom 2.8. 1945 wurden die deutschen Ostgebiete vorbehaltlich der endgültigen Bestimmungen der territorialen Fragen bei der Friedensregelung teilweise unter sowjetische und teilweise unter polnische „Verwaltung“ gestellt.

IV. Genfer Abkommen vom 12.8.1949 zum Schutze von Zivilpersonen in Kriegszeiten

Art. 6: „Die Besatzungsmacht ist . . . während der Dauer der Besetzung . . . durch die Bestimmungen des folgenden Artikels . . . (Rechtsstellung und Behandlung der geschützten Personen) gebunden.“

Art. 11: Verbot von Sondervereinbarungen zwischen Mächten, „von denen die eine . . . besonders infolge einer Besetzung ihres gesamten Gebietes oder eines wichtigen Teils davon in ihrer Verhandlungsfreiheit beschränkt ist.“

Art. 33: Verbot von Kollektivstrafen, Einschüchterung, Terrorisierung. „Plünderungen sind untersagt. Vergeltungsmaßnahmen gegen geschützte Personen und ihr Eigentum sind untersagt.“

Art. 49: Verbot der „Massenzwangsverschickungen sowie Verschleppungen“. „Die Besatzungsmacht darf nicht Teile ihrer eigenen Zivilbevölkerung in das von ihr besetzte Gebiet verschleppen oder verschicken.“

UNO-KONVENTION vom 26. November 1968 über die Nichtverjährung von Kriegs- und Menschlichkeitsverbrechen

Art. I: „Keine gesetzliche Verjährung findet auf die folgenden Verbrechen Anwendung, ungeachtet des Zeitpunktes ihrer Begehung:

a) Kriegsverbrechen . . .

b) Verbrechen gegen die Menschlichkeit, gleich, ob in Kriegs- oder in Friedenszeiten begangen.

. . . Vertreibung durch bewaffneten Angriff oder Besetzung . . .”

DEMNACH ist die von der Sowjetunion und Polen vorgenommene Eingliederung der ostdeutschen Gebiete in ihr Staatsgebiet völkerrechtswidrig und daher völkerrechtlich unbeachtlich. Nach geltendem Völkerrecht ist jede Annexion fremden Staatsgebietes ohne Zustimmung der Betroffenen verboten.

Durch die Verträge von Moskau und Warschau von 1970 ist die territoriale Souveränität über die deutschen Ostgebiete nicht auf die Sowjetunion bzw. Polen übergegangen.

Wie das Bundesverfassungsgericht in seinem Beschluß vom 7.7.1975 festgestellt hat, handelt es sich bei diesen Verträgen lediglich um Gewaltverzichtsverträge, durch die sich die Vertragschließenden nur verpflichtet haben, alle Maßnahmen zu unterlassen, die auf eine gewaltsame Veränderung der in den Verträgen bezeichneten Grenzen gerichtet sind.

Die Bundesrepublik Deutschland darf daher – und ihre Organe sind dazu von verfassungswegen sogar verpflichtet – ohne Verletzung der in den Ostverträgen eingegangenen Verpflichtungen, Ostdeutschland weiterhin als Teil Deutschlands betrachten.

Ein völkerrechtlicher Anspruch des deutschen Volkes auf Wiedervereinigung ergibt sich aus dem als geltende Völkerrechtsnorm anerkannten und in Artikel I des Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte vom 19.12.1966 niedergelegten Selbstbestimmungsrecht der Völker, das dort – im wesentlichen wörtlich auch im Korb I, Prinzip VIII der KSZE-Schlußakte von Helsinki vom 1.8.1975 übernommen – so definiert ist:

„Alle Völker haben das Recht auf Selbstbestimmung.

Kraft dieses Rechts entscheiden sie frei über ihren politischen Status und gestalten in Freiheit ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung. . . Die Vertragsstaaten, einschließlich der Staaten, die für die Verwaltung von Gebieten ohne Selbstregierung und von Treuhandsgebieten verantwortlich sind, haben entsprechend den Bestimmungen der Charta der Vereinten Nationen die Verwirklichung des Rechts auf Selbstbestimmung zu fördern und dieses Recht zu achten.“

Aus allen zitierten Völkerrechtsnormen ergibt sich:

Wir Westpreußen erheben keine territorialen Ansprüche gegen die VR Polen, aber die VR Polen macht illegitime Ansprüche auf unsere Heimat geltend.

Das Recht ist auf unserer Seite, das kann von niemandem bestritten werden. Nur, warum wird es von denen, die dazu berufen sind, so wenig zum Ausdruck gebracht oder gar verschwiegen, als ob es nicht vorhanden wäre?

Zur Geltendmachung eines Rechts gehört auch seine Durchsetzbarkeit. Das kann nur mit Zustimmung der Beteiligten geschehen. Dazu brauchen wir Freunde. Wir, wie auch unsere Nachbarn, wollen in Frieden und gesicherten Grenzen leben, ohne Furcht, aber in Freiheit.

Dazu reichen wir jedem, der guten Willens ist, unsere Hand, damit endlich Frieden werde.

Wie groß ist OSTDEUTSCHLAND 1937

OSTPREUSSEN mit MEMELLAND (39 300 km²) ist fast so groß wie die Schweiz (41 300 km²)

DANZIG (1966 km²) ist fast so groß wie Luxemburg (2 590 km²)

WESTPREUSSEN 11 500 km²)

POMMERN östlich der Oder (31 300 km²) ist größer als Belgien (30 500 km²)

BRANDENBURG östlich der Oder und Neiße (12 600 km²) ist fast so groß wie Schleswig-Holstein (15 690 km²)

SCHLESISIEN - Nieder- und Oberschlesien östlich der Neiße (33 400 km²) ist so groß wie die Niederlande (33 610 km²)



Die Weichsel Schleuse bei Weißenberg

Legende und Wirklichkeit — 20 : 3

Ziffern und Tatsachen im Zusammenhang mit der WESTVERSCHIEBUNG POLENS

Am 8. Dezember 1919 wurde die nach dem britischen Außenminister Lord Curzon benannte polnisch-russische Grenzlinie festgelegt und 1920 von der polnischen Regierung bestätigt. Die später von Polen östlich dieser Linie eroberten Gebiete hatten nach polnischen amtlichen Quellen eine Bevölkerung von 11,8 Millionen Menschen — davon 4,7 Millionen Polen.

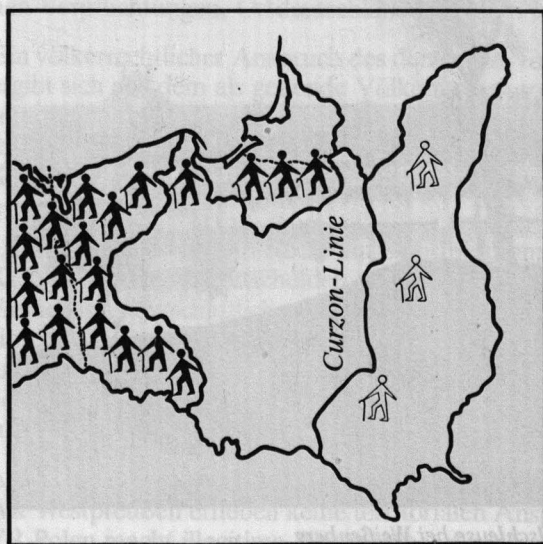
Im Frieden zu Riga vom 18.3.1921 zwingt Polen aufgrund der günstigen militärischen Lage die Sowjets zu einer Grenzziehung, die weit über die Curzon-Linie in das ukrainisch-weißruthenisch und litauisch besiedelte Gebiet hineingreift. Die Botschafterkonferenz erklärt 1923 ihre Anerkennung. 1945 muß Polen diese Gebiete an die Sowjet-Union zurückgeben.

- 1 503 263 Personen kamen daraufhin aus diesen Gebieten nach Polen
- 518 219 Ukrainer, Weißruthenen u.a. verließen das neugebildete Polen in Richtung Osten, und über
- 1 000 000 Volksdeutsche, die bereits vor 1939 in Polen gelebt hatten, wurden nach Westen vertrieben

Die Umsiedlung der 1,5 Millionen Polen aus den an die Sowjet-Union abgetretenen Gebiete nach Polen rechtfertigt in keiner Weise eine polnische Landnahme im Westen, da die repatriierten Personen ohne die geringste Schwierigkeit im polnischen Siedlungsraum untergebracht werden konnten, ohne die Bevölkerungsdichte Polens zu steigern.

Es ist Stalin, der in Teheran die günstige strategische Ausgangssituation ausnutzt und die Westkompensation Polens für einen Vorstoß seines Machtbereiches nach Mitteleuropa hinein mißbraucht.

Die polnische Exilregierung erkannte bereits 1943 die dadurch entstehende große Gefahr der Verkettung Polens mit der Sowjet-Union.



Auf drei Polen, die von der Bevölkerungsverschiebung an Polens Ostgrenzen betroffen wurden, kommen 20 Deutsche, die zugunsten von Polen aus ihrer Heimat vertrieben wurden



Das Westpreußen-Bundestreffen 1986 in Münster

Fotoarchiv: DER WESTPREUSSE

30 Jahre Landsmannschaft Westpreußen

von Odo Ratza, Stuhm, Bundessprecher

Am 6. April 1979 jährte sich zum 30. Mal der Tag der Gründung der Landsmannschaft Westpreußen. Bundesvorstand und Beirat gedachten dieses Tages in einer besonderen Sitzung. Sie würdigten die landsmannschaftlichen und kulturpolitischen Leistungen der Landesgruppen und der Heimatkreise. Sie dankten allen Stellen, die sie in dieser Arbeit unterstützen, und nahmen den Jahrestag zum Anlaß, auf die heimatpolitischen Zielsetzungen hinzuweisen:

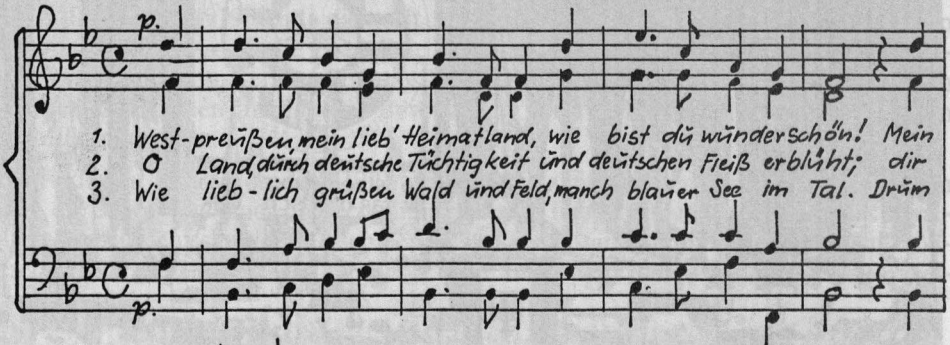
- Verständigung mit dem polnischen Volk auf der Grundlage von Recht, Wahrheit und gegenseitiger Achtung
- Zuerkennung der Menschenrechte für die heute in Westpreußen noch lebenden Deutschen
- Wiedervereinigung Deutschlands in allen seinen Teilen
- Vereinigung Europas auf freiheitlicher und rechtsstaatlicher Basis, offenstehend für alle Staaten und Völker Europas
- Entwickeln von neuen Formen des Zusammenlebens von Polen und Deutschen, die auf dem Selbstbestimmungsrecht und einem Volksgruppenrecht beruhen, die Rückkehransprüche von Deutschen berücksichtigen, aber auch niemanden verdrängen, der dort wohnt.

Westpreussenlied.

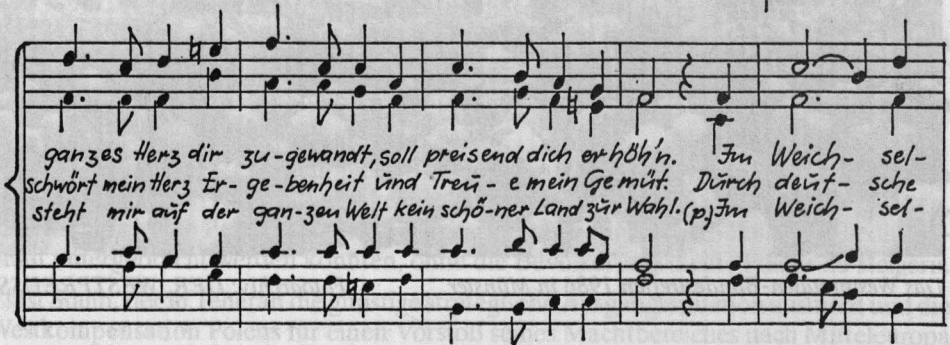
(Einstimmig 1 Ton tiefer)

Dichtung von Paul Felske.

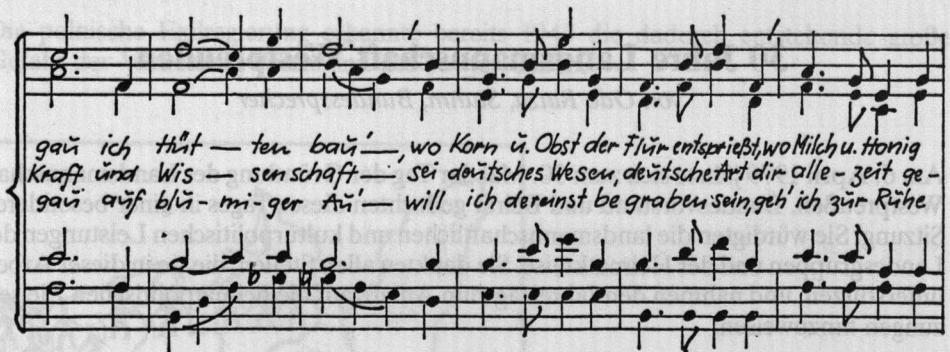
Musik von Hugo Hartmann.



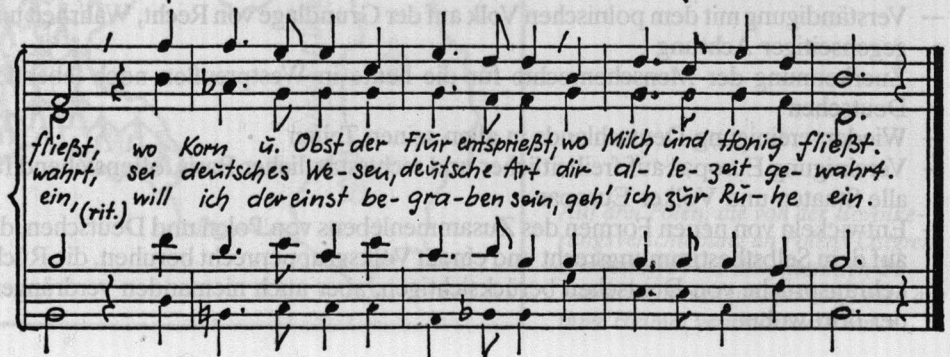
1. West-preußen mein lieb' Heimatland, wie bist dü wüunderschön! Mein
2. O Land durch deutsche Tüchtigkeit und deutschen Fleiß erblickt; dir
3. Wie lieb-lich grüßen Wald und Feld, manch blauer See im Tal. Drum



ganzes Herz dir zu-gewandt, soll preisend dich erhöhn. Im Weich-sel-
Schwört mein Herz Er-ge-benheit und Treu-e mein Gemüt. Durch deut-sche
steht mir auf der gan-zen Welt kein schö-ner Land zur Wahl. (p.) Im Weich-sel-



gän ich thät — ten bau' — wo Korn ü. Obst der Flür entsprißt, wo Milch u. Honig
Kraft und Wis — sen schaft — sei deutsches Wesen, deutsche Art dir alle-zeit ge-
gän auf blü — mi-ger Äu' — will ich dereinst be graben sein, geh' ich zur Ruhe



fließt, wo Korn ü. Obst der Flür entsprißt, wo Milch und Honig fließt.
wahrt, sei deutsches We-sen, deutsche Art dir al-le-zeit ge-wahrt.
ein, (rit.) will ich dereinst be-gra-ben sein, geh' ich zur Rü-he ein.



Tor der Ordensburg in Stuhm

Vier Aquarelle aus der vom Landrat des Kreises Stuhm zu Weihnachten 1926 herausgegebenen Mappe



Blick von Ungarn auf die Nogatniederung und Marienburg



Pfarrkirche St. Katharinen in Christburg



Pfarrkirche St. Michael in Pestlin

Der Kreis Stuhm/Westpreußen

*ein kurzer Rückblick auf seine Geschichte von Gottfried Lickfett, Stuhmsdorf
ausführlicher dargestellt in unserem Buch „Der Kreis Stuhm“,
ein westpreußisches Heimatbuch, 1975*

Das Gebiet des Kreises Stuhm — ostwärts von Weichsel und Nogat, südlich Marienburg und nördlich von Marienwerder gelegen — gehörte zum alten Prussengau Pomesanien. Die Prussen, eine baltische Völkergruppe, hatten sich nach dem Abzug der an der unteren Weichsel siedelnden germanischen Volksstämme, wie Goten, Gepiden und Vandalen, von Osten her bis an die Weichsel vorgeschoben. Die heidnischen Prussen bedrängten im Laufe der Zeit die weiter südlich wohnenden slawischen Polen und fielen um 1200 in das benachbarte polnische Herzogtum Masovien ein. Der dort regierende Fürst konnte sich der Prussen nicht erwehren und rief 1225 den „Deutschen Orden“ zur Hilfe. Dieser folgte dem Ruf und übernahm die Unterwerfung und Bekehrung der heidnischen Prussen, nachdem ihm das Kulmerland vom Herzog abgetreten war und dieses — sowie alle künftigen Eroberungen im Prussenlande — dem Schutz und der Lehnshoheit des deutschen Kaisers unterstellt worden war.

1231 erschien das erste Ordensheer, das wir uns als Kreuzfahrerheer vorzustellen haben, bei Thorn an der Weichsel und nahm den Kampf gegen die Prussen auf. Die schweren Kämpfe fanden ihren Abschluß in dem Frieden von Christburg im Jahre 1249. Damit war der spätere Kreis Stuhm in den Brennpunkt der militärischen und politischen Ereignisse gerückt. In diesem Friedensvertrag wurde den Prussen Schutz ihres Lebens und ihres Eigentums zugesichert — gegen die Verpflichtung der Annahme des Christentums, des Baues von Kirchen und der Anerkennung der Ordensherrschaft.

Nach der endgültigen Befriedung des Landes konnte nun eine planmäßige Besiedlung in Angriff genommen werden. Deutsche Bauern wurden nach dem „Kulmischen Recht“, der modernsten der damals geltenden Rechtsformen, angesetzt. Deutsche Dörfer entstanden neben prussischen, die mit dem „Prussischen Recht“ ausgestattet wurden. Die Burgen von Stuhm 1236 und Christburg 1248 wurden Verwaltungsmittelpunkte. In Christburg saß ein „Komtur“, in Stuhm ein Ordens-„Pfleger“ oder Vogt. Ferner gab es im Stuhmer Gebiet noch einen vom Orden für die Forstverwaltung eingesetzten „Waldmeister“ in Bönhof, an den die drei Tannenzapfen im Stuhmer Kreiswappen erinnern.

Es entstand nun der deutsche Charakter unseres späteren Kreises Stuhm, in dem Deutsche, Prussen und später Polen einträchtig nebeneinander wohnten, zumal damals nationale Momente keine Rolle spielten, sondern allein ständische Gesichtspunkte maßgebend waren.

Die Zeiten von der Niederlage des Ordens 1410 bei Tannenberg, dem zweiten Thorner Frieden 1466, das berüchtigte „Lubliner Dekret“ 1569, die Schwedenkriege — 1635 Frieden von Stuhmsdorf —, der nordische Krieg, die Wiederinbesitznahme Preußens durch Friedrich den Großen 1772, der unglückliche Krieg Preußens gegen Napoleon 1806/07, die Befreiungskriege mit den Stein-Hardenbergschen Reformen und der unglückliche Ausgang des I. und II. Weltkrieges sollen hier nur kurz angesprochen sein.

Die Stadt Stuhm hatte am 21. September 1416 durch den Hochmeister Michael Küchenmeister ihre Handfeste erhalten. Leider konnten die Stuhmer das 550jährige Bestehen am 2. Oktober 1966 nicht in ihrer Heimatstadt, sondern nur in Düsseldorf begehen.

1818 wurde der Kreis Stuhm mit der Kreisstadt Stuhm begründet, nachdem ein zunächst vorgesehener Kreis Christburg nicht über die nötigen Amtsräume verfügte. Diese verwaltungsmäßige Gliederung hatte bis 1945 Bestand.

Durch das Versailler Diktat vom 28. Juni 1919 war durch die willkürliche Schaffung des sogenannten polnischen Korridors Ostpreußen und damit auch unser Kreis „vom Reich“ abgeschnitten. „An dieser widersinnigen Grenzziehung würde sich der II. Weltkrieg entzünden“, hatte der französische Marschall Foch vorausgesagt. Aber damit nicht genug. Die Polen streckten noch ihre Hand nach den sechs westpreußischen — ostwärts des Korridors verbliebenen — deutschen Kreisen aus. Da diese maßlose Forderung selbst den alliierten Siegern nicht geheuer war, kam es am 11. Juli 1920 zu einer Volksabstimmung. 92,42% stimmten für Deutschland, nur 7,58% für Polen. Ein eindeutigeres Votum konnte es nicht geben.



Kundgebung der „Vereinigung heimattreuer Ost- und Westpreußen“ anlässlich der 10jährigen Wiederkehr des Abstimmungstages am 11. Juli 1930 auf dem Marktplatz in Stuhm

Seit der Begründung des Kreises 1818 gehörte der Kreis Stuhm zum Regierungsbezirk Marienwerder, bei dem er auch bis 1945 verblieb. Zu Beginn umfaßte er 641,9 qkm und hatte 22 989 Einwohner, davon 7 733 evangelische, 14 156 katholische, 727 mennonitische und 373 jüdische. Zum Kreise gehörten zwei Städte — Stuhm und Christburg —, 72 Landgemeinden und 51 Gutsbezirke. Nach deren Auflösung und Zusammenlegung von Landgemeinden (1927) verringerte sich die Zahl der Ortsbezirke auf die beiden Städte und 65 Landgemeinden.

Die wirtschaftliche Struktur unseres Kreises war vornehmlich durch die Land- und Forstwirtschaft geprägt. So lebten 1849 54% der Bevölkerung allein vom Landbau als Hauptgewerbe, eine Zahl, die für diese Gruppe bis 1939 auf 45,6% absank. Obwohl es 1937 im Kreise 79 Betriebe mit mehr als 100 ha Grundeigentum gab, handelte es sich jedoch in der Landwirtschaft überwiegend um bäuerliche Betriebe. Die übrige Erwerbstätigkeit erstreckte sich auf die Wirtschaftsgruppen Industrie und Handwerk, Handel und Verkehr, öffentliche Dienste und private Dienstleistungen. Insgesamt hatte seit 1933 ein bedeutender Aufschwung durch staatliche Förderungsmaßnahmen eingesetzt, der alle Wirtschaftszweige und dadurch auch die Menschen begünstigt hatte. Dieser Entwicklung ist 1945 durch die Vertreibung ein jähes und schreckliches Ende bereitet worden.

Unser Kreis Stuhm, deutsches Land, ist heute von polnischen Menschen besiedelt. Nur wenige Deutsche, meist in bäuerlichen Betrieben, sind in unserer Heimat verblieben.



Rübenhacken in der Bruch'schen Niederung



Ernte mit dem vierspännigen Mähbinder in Bruch



K1

Seit 1294 genannt: Stuhm

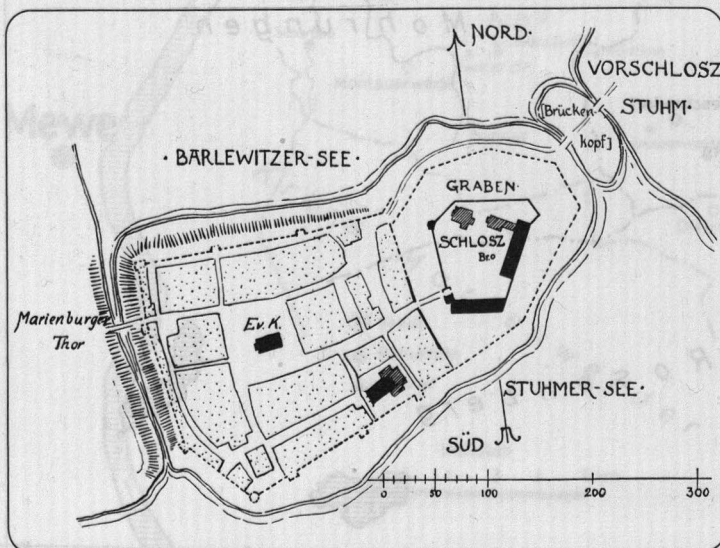
von Andreas Emil Zottmaier

aus der Festschrift zum Gausängerfest im Sommer 1927 in Stuhm

Wer an einem schönen sonnigen Nachmittag zwischen den Stationen Stuhm und Stuhmsdorf seinen Blick aus dem Eisenbahnabteil nach Osten lenkt, wird von dem lieblichen Stadtbild überrascht sein, das sich in den Fluten des Hintersees spiegelt. Ein ähnlicher Anblick zeigt sich in der strahlenden Morgensonne auf der anderen Seite der Stadt von den Parkanlagen am Gestade des Barlewitzer Sees. Man möchte fast meinen, daß sich die Deutschordensritter bei der Anlage von Schloß und Stadt nur von Schönheitsgedanken leiten ließen.

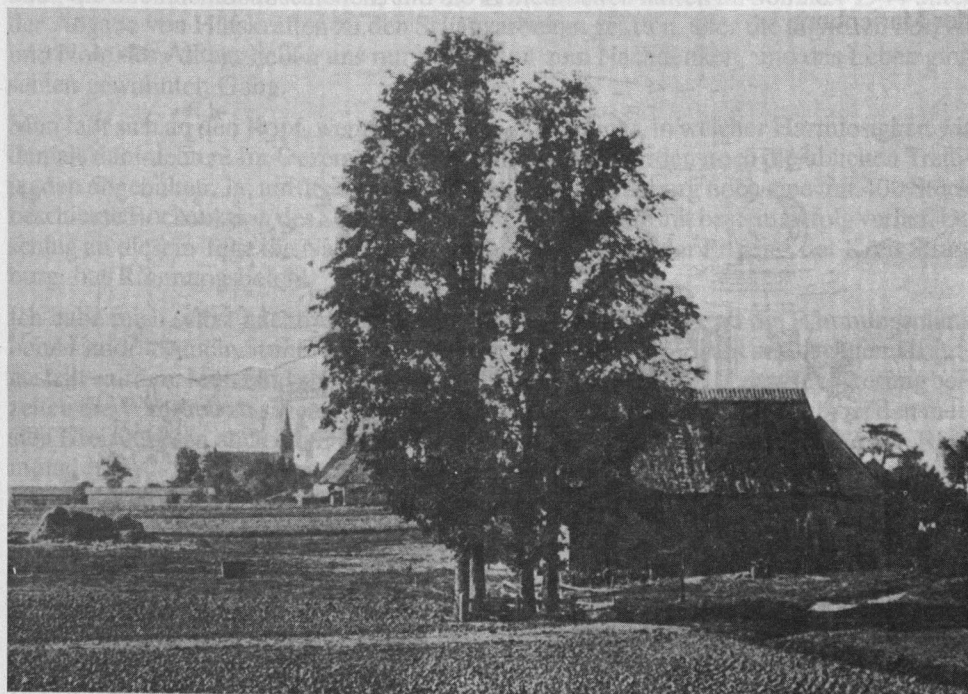
Doch dem ist nicht so . . .

Ein Blick auf die Umgebung Stuhms zeigt, wie bei dieser Anlage nur der nüchtern berechnende Verteidigungswille gewaltet hat. Östlich ist es noch heute schwer, die Stadt Stuhm auf Umwegen durch das Wirrwarr einer Art buckligen Welt zu umgehen, und westlich haben früher Wald und Sumpf auch zu einem weiten Umweg gezwungen. Die letzte Eiszeit hat hier ein für mittelalterliche Zeiten treffliches Verteidigungsgelände geschaffen. Durch Gletscher wurde der nur 450 Meter schmale, 1700 Meter lange, aber 70 Meter tiefe Hintersee ausgehobelt und der Lehmhügel aufgetürmt, auf dem sich die Straße von Stuhm nach Marienwerder fortsetzt; ebenso wurde dadurch der östlich gelegene Barlewitzer See in behaglicher Breite und geringer Tiefe angestaut, zwischen beiden Seen aber die Insel gebildet, die zur Sperrung und Verteidigung einer Straße nach der Marienburg geradezu von Natur berufen ist.



Stadt und Burg Stuhm zwischen den beiden Seen, dem Marienburger Tor im Westen und dem „Brückenkopf“ im Osten

Ob der Mensch der Steinzeit, dessen Scherben, mit dem bekannten eingekritzelteten Wolfszahn, ich auf dem Stuhmer Galgenberg gefunden habe, diesen Weg schon nach dem uralten Ansiedlungsgebiet Pestlin gewandert ist, oder ob schon die Burgunder um die Zeit der Völkerwanderung zu dieser Insel ihre Zuflucht nahmen, bis sie in friedlicheren Zeiten bei dem heutigen Kgl. Neudorf ihre Grabstätte fanden, läßt sich leicht ausmalen, aber schwer beweisen. Jede Zeit bevorzugt ihre besonderen Straßen. Der Name Stuhm, der in Stumsdorf bei Halle a.d.S. und Stümswalde bei Dollstädt noch erscheint, und dessen Deutung oder Ursprung noch nicht festgestellt ist, kommt 1294 zum ersten Male in Urkunden vor. Vom Dorf Schönwiese wird ein Grenzzug „Kegen dem Stume“ genannt. Und als um 1295 Pestlin als deutsches Bauerndorf besiedelt wurde, werden „die güter des Hoffes stuhm“ als seine nördlichen Grenzen bezeichnet. Vielleicht bestand also damals auf dem heutigen Stuhmer Schloßgelände eine Art Domänenhof des Ritterordens, auf dem dann die Burg zwischen 1326 und 1335 erbaut und wahrscheinlich im Jahre 1331 fertiggestellt wurde. Bis 1294 ist weder Stumsdorf noch die Stadt Stuhm nachweisbar. Es scheint, daß der Ritterorden in der Mitte des 14. Jahrhunderts zuerst auf den Ländereien seines Domänenhofes ein Dorf Stuhm gründete, das heutige Stumsdorf. Den letzteren Namen führt das Dorf aber erst, als die Stadt Stuhm gegründet war, solange hieß es Stuhm.

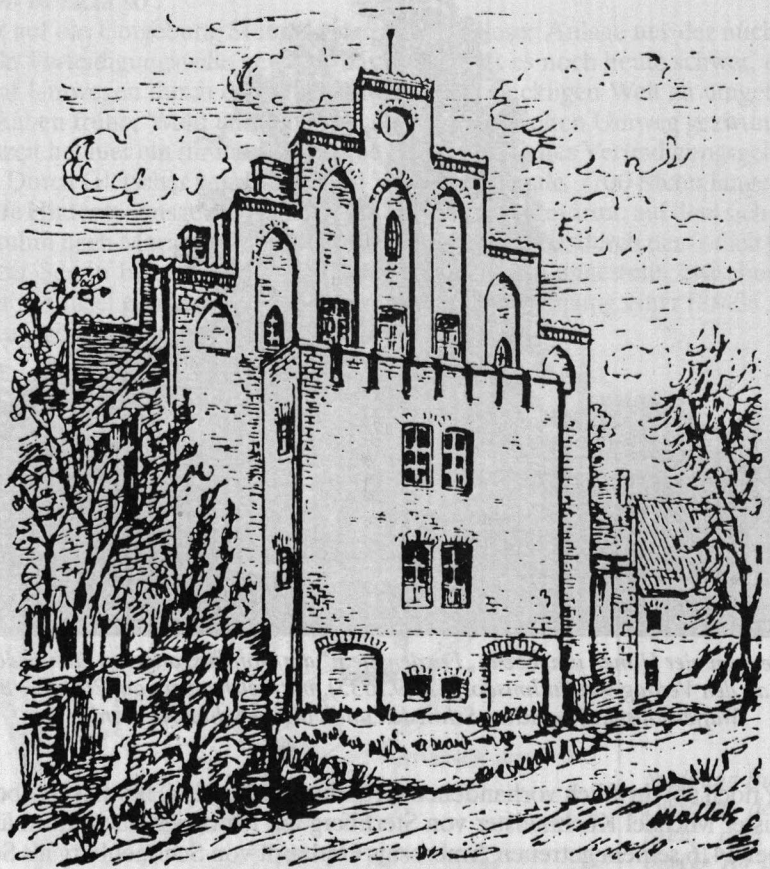


Der von vier Ulmen umgebene „Friedensstein“ am Nordausgang von Stumsdorf erinnert an den Vertrag von Stumsdorf (20.9.1635), mit welchem ein auf 26 Jahre befristeter Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen geschlossen worden war

Nach der noch abschriftlich vorhandenen Gründungsurkunde (Handfeste) übergab der Hochmeister Michael Kuchmeister von Sternberg am Mittwoch nach Matthäi den 12. September 1416 seinem getreuen Ambrosius Gerhardt von Schonenberg als Schultheißen die Stadt Stuhm. Und daß es sich um eine Neugründung handelte, zeigt die Umschrift des ersten Stadtsiegels: „Sigillum der neugen stadt uw dem Stume.“

So teilt sich die Vergangenheit Stuhms in die Geschichte der Burg und der Stadt ... Am jetzigen Landratsamt vorbei, dessen Fundamente einst eine Art Vorbefestigung und Vortor für die Burg trugen, grüßt das alte Schloßtor, der einzige Zugang der Feste. Davor ist der alte Schloßgraben noch jetzt in seinem Verlauf erkennbar. Die ehemalige Zugbrücke ist durch einen Erddamm ersetzt. Der Graben hat aber wohl niemals Wasser enthalten, da er sonst viel tiefer angelegt werden mußte. Die Burgmauer selbst, im Fundament noch erhalten, umschließt den Burghügel im unregelmäßigen Fünfeck.

Außer dem siebengeschossigen Torturm hatte die Schloßmauer noch einen fünfgeschossigen Turm an der Nordostecke, der erst 1764 abgebrochen wurde, und den noch teilweise vorhandenen sogenannten Gefängnisturm an der Nordwestecke mit alten eingekritzelt Hausmarken ehemaliger Gefangener (9. Juli 1619 die letzte Marke). Der größte Teil des Schlosses steht noch; verschwunden sind die Ställe, die Wirtschaftsgebäude und die Burgkapelle. Vorhanden waren einst die in Burgen üblichen Räume, ein dreifenstriger Remter, Räume für den Hochmeister, Treßler, Vogt und Kämmerer, wohl alle im heute noch stehenden Südfügel, „dem Hause“, zu suchen. Bemerkenswert ist der mit mächtiger Säule gewölbte Keller. Selbst ein Kreuzgang, wenn auch nur aus Holz, fehlte nicht. So prächtig und standhaft wie die Marienburg war das Stuhmer Schloß nicht gebaut und ausgestattet, erinnert aber an die gleichzeitige Befestigung des Mittelschlusses der Marienburg.



Der Westgiebel des 1864/66
auf dem Burggelände erbauten Amtsgerechts in Stumm

Die letzten Tage in der Heimat

Die Räumung des Kreises Stuhm

von Günther von Flottwell, Lautensee

Nach ihrem Rückzug aus Rußland stand die deutsche Wehrmacht im Herbst 1944 dicht südlich der ost- und westpreußischen Grenze, und es hatte monatelang den Anschein, als ob diese Stellung gehalten werden könne. Zwar stand der Feind in der Provinz Ostpreußen auf heimatlichem Boden, und erbitterte und wechselvolle Kämpfe ließen die Front dort niemals zur Ruhe kommen, aber wir machten uns nicht allzu viel Sorgen, zumal von oben mit dreister Zuversicht über den Ernst der Lage hinweggelogen wurde. Für alle Fälle wurden zwar überall in der Provinz Westpreußen Panzergräben und Unterstände gebaut, die uneinnehmbar schienen, und die Erntearbeiten hatten im Sommer 1944 unter der Abgabe von Hilfskräften zu den Schanzarbeiten gelaufen, aber die täglichen Sorgen und Nöte des Alltags ließen uns nur wenig Zeit zum Nachdenken, und das Leben ging seinen gewohnten Gang.

Man faßt sich an den Kopf, wenn man heute daran denkt, in welcher Harmlosigkeit wir damals dahinlebten. Im Dezember 1944/Januar 1945 wurden noch die üblichen Treibjagden abgehalten. Ja, am 18. Januar 1945 fand in Marienburg noch eine mit 400 Stück beschickte Bockauktion des Schafzuchtverbandes statt, die mit bestem Erfolg verlief. Da schlug an diesem Tage die Nachricht ein: Der südliche Teil der Provinz, der Kreis Strassburg, hat Räumungsbefehl.

Ich habe mich selbst nachträglich davon überzeugen können, daß die Räumungspläne beim Landratsamt in Stuhm seit dem August 1944 sehr durchdacht und sachgemäß aufgestellt wurden. Man fand aber von seiten der Partei nicht den Mut, der Bevölkerung beizeiten die Wahrheit zu sagen und die Pläne bekanntzugeben. So unterblieb bei den meisten Kreisinsassen auch ein Durchdenken und eine Vorbereitung einer möglichen Räumung, und als es dann ernst wurde, standen sie unvorbereitet und fassungslos da.

Am 21. Januar 1945 wurde es nun ernst. Tagelang hatten Trecks aus Ostpreußen den Kreis durchzogen und uns unser kommendes Schicksal vor Augen geführt. Auf die Radiomeldung (11 Uhr), daß die Russen vor Dt. Eylau stünden, rief der Gauleiter in Stuhm an und teilte mit, daß der Angriff auf Dt. Eylau abgeschlagen sei und ein Räumungsbefehl für den Kreis Stuhm nicht in Frage käme. Landrat und Kreisleiter Franz erklärte seinen Mitarbeitern, daß er die Verantwortung für eine durch diesen Befehl des Gauleiters zu erwartende Tragödie nicht auf sich nehme und überließ den Ortsgruppenleitern die Entscheidung, ob sie trecken wollten. So einsichtsvoll diese Einstellung des Landrats war, so große Verwirrung entstand nun im Kreise, weil jeder Ortsgruppenleiter und Bürgermeister nach eigenem Ermessen handelte. Das eine Dorf packte und schickte Frauen und Kinder fort, das Nachbardorf hatte keinen Befehl und durfte nicht trecken. Immerhin steht fest, daß die Räumung begann, und zwar gegen Willen und Befehl des Gauleiters.

Um 19 Uhr begann auf dem Bahnhof Rehhof die Verladung von Frauen und Kindern. Um 23 Uhr erneuter Befehl vom Gauleiter an den Landrat: „Es darf nicht getreckt werden!“ Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen am Telefon, in deren Verlauf dem

Gauleiter anheimgestellt wurde, selber nach Stuhm zu kommen und sich von der Lage zu überzeugen. Er ist nicht gekommen, und die Räumung ging weiter. Auch das Landratsamt stellte gegen Abend seine Tätigkeit ein und beließ nur einen Arbeitsstab in Stuhm.

In der Nacht vom 21. zum 22. Januar hatten einige Ortschaften aus eigenem Entschluß mit der Räumung begonnen, (Lichtfelde gab den Räumungsbefehl um 21 Uhr und widerrief ihn dann wieder eine Stunde später), andere hatten den „Rat“ gegeben, zu trekken (Tiefensee).

23. Januar. Nach einer Nacht der Unruhe und Erwartung erreichte die meisten Ortschaften gegen 5 Uhr früh der Abmarschbefehl. Das lang erwartete, aber im stillen immer wieder zurückgedrängte Wort war gefallen. Für den, der die Dinge nüchtern sah, konnte der Befehl nicht ausbleiben, und so war es fast eine Erlösung, als es nun soweit war und gehandelt werden mußte. Das Stillsitzen und das Warten auf das Unabänderliche hatte nun ein Ende. Tausendmal hatte man schon Abschied genommen von allem, was uns lieb und teuer war und das man nun zurücklassen mußte, vor allem auch von unseren Tieren, die man einem ungewissen Schicksal überlassen mußte, — von den Herden, die durch unsere jahrzehntelange züchterische Arbeit zum Reichtum unserer Heimat geworden waren. Aber jetzt galt es, wenigstens die Menschen zu retten. Riesige Schneemassen mußten zunächst stellenweise beseitigt werden, um mit den schwerbeladenen Wagen vom Hof zu kommen. Alles war in emsiger Tätigkeit, wenn auch mit ernsten Gesichtern und verhaltenem Schluchzen. Ein dichtes Schneetreiben setzte ein, und die Heimat lag unter einer Schneedecke versteckt, wie schon seit Jahren nicht. Zum Abschiednehmen just das richtige Wetter.

Um die Mittagszeit sollte der letzte Zug vom Bahnhof Christburg abgehen. Ab 8 Uhr warteten die letzten Christburger auf die Abfahrt. Die Ungeduld steigerte sich, als gegen 11 Uhr Flüchtlinge aus Alt Christburg und Altstadt zu Fuß und völlig erschöpft ankamen und berichteten, daß die Sowjets in Alt Christburg mordeten und plünderten. Sie selber seien nur mit knapper Not aus dem schon brennenden Dorf herausgekommen. Auch aus Finckenstein wurde ähnliches gemeldet. Und der Zug fuhr immer noch nicht ab! Endlich, 12.30 Uhr, setzte er sich in Bewegung und brauchte sieben Stunden, um Marienburg zu erreichen.

Kurz nach diesem Ereignis erfolgte eine erneute Anfrage unseres Landratsamtes beim Gauleiter, ob nun endlich Treckerlaubnis gegeben würde. Abermals wurde diese verweigert mit der lächerlichen Begründung, die Straßen müßten für die Wehrmacht freigehalten werden. Die Bevölkerung müsse im Kreise bleiben! Wenn dieser Befehl auch ohne Bedeutung war, so soll er doch hier erwähnt werden, um zu zeigen, mit welchem unerhörten Leichtsinn mit Menschen umgegangen wurde.

Die wenigen Ortschaften, die nicht am 23. Januar geräumt waren, begannen am 24. in den frühesten Morgenstunden damit, so: Tiefensee, Posilge, Budisch und unzählige andere Nachzügler aus dem weiteren Kreisgebiet. Das Erwachen der am 22. Januar zurückgekehrten Tiefenseer war am 24. Januar um 5 Uhr früh ziemlich heftig, denn feindliches Artilleriefeuer lag plötzlich auf dem Dorf, auf Linken, Niklaskirchen und den Straßen dieses Raumes und sorgte für einen überstürzten Abmarsch. In Richtung Riesenburg brannten mehrere große Feuer. Der Russe muß dann ziemlich bald gefolgt sein, denn als die Tiefenseer Wagen bei Georgensdorf — Birkenfelde standen, etwa gegen 9 Uhr vormittags, erreichte sie wiederum Störungsfeuer der feindlichen Artillerie. Tiefensee wurde gegen 11 Uhr besetzt, also zwei Stunden nach dem nördlicher liegenden Christburg.

Offensichtlich lag dem Feind daran, seinen Ostflügel weiter vorzuschieben und die Verbindung zwischen Marienburg und Elbing nun westlich des Drausen-Abschnitts zu unterbrechen, nachdem der Angriff am Abend des 23. Januar östlich davon nicht geglückt war. Seinen Vormarsch nach Norden über Christburg hinaus beschleunigte er so, daß er etwa um 12 Uhr Posilge erreichte und bald nach 15 Uhr Altfelde besetzte. Sein weiterer Vormarsch nach Marienburg geschah zwar nur zögernd, doch holte er noch die letzten Trecks vor Marienburg ein und schoß oder rollte sie zusammen. Um diesem Schicksal zu entgehen, mußten viele Wagen einzeln und in großen Abständen über das Eis der Nogat fahren, das sich zwar bedenklich bog, aber doch hielt. Verluste sind hierbei bei Kreisinsassen meines Wissens nicht entstanden.

Ich selber stand, nachdem ich feindlichem Artilleriefeuer ausgewichen war, gegen 17 Uhr an der Chaussee Marienburg - Altfelde bei Sandhof. Unsere im Sommer ausgehobenen Panzergräben, die ich überschritten hatte, fand ich nicht besetzt. Eine Verteidigung der Stadt war um diese Zeit noch nicht organisiert. Hier bei Sandhof wurde mir die Desorientierung auch der militärischen Führung an folgendem Beispiel klar: Feldpolizei machte die Straße frei für einen Wehrmachts-Tankwagen, der Richtung Feind fuhr und nach dem Weg nach Christburg fragte. Er sollte von einem bei Großwaplitz gelegenen Brennstofflager Sprit holen. Keine Warnung half, der Mann fuhr. Das westliche Nogatufer am Industriehafen war mittlerweile mit jungen Marine-Infanteristen besetzt worden, die zum Teil ohne Mäntel in ihren Erdlöchern bei der grimmigen Kälte fast erfroren. Am reibungslosesten hat sich die Räumung des Westteils des Kreises vollzogen. Dies ist durch die Nähe der Nogat und der Weichsel erklärlich und weiter durch den Umstand, daß die Garnison Marienwerder Schutz nach Süden bot.

Vergegenwärtigt man sich, daß Christburg um 9 Uhr, Tiefensee um 11, Heinrode um 13 Uhr besetzt wurden, so erscheint es fast unmöglich, daß viele Stunden später Deutsche noch in aller Ruhe zu Hause saßen und trotzdem heil herausgekommen sind.

Die Kreisstadt Stuhm und ihre Umgebung hat am 24. Januar nicht unter Feindeinwirkung zu leiden gehabt, doch machte die allgemeine Lage ihre völlige Räumung an diesem Tage nötig. Um 15 Uhr verließ auch der Arbeitsstab des Landratsamtes die Stadt und marschierte zu Fuß nach Usnitz. Nur der „NSV-Strich“ blieb als Beobachter in der Stadt und hat später noch an der Verteidigung der Stadt Marienburg mit Auszeichnung teilgenommen. Als letzter Eindruck dröhnte den Männern noch die Sprengung des Munitionslagers an der Sägemühle in den Ohren.

Aus dem Tagebuch der Pfarrfrau von Losendorf

von Ella Schwarz

... Weihnachten 1944 hatte mein Mann einen kurzen Urlaub von wenigen Tagen. Da der Russe noch fern in Polen stand, im Westen aber die mit vielen Erwartungen begonnene Offensive stattfand, dachte niemand an eine mögliche Flucht, wenn auch erhebliche Bedenken über den Ausgang dieses Krieges heimlich hier und da geäußert wurden. Am 20. Januar 1945 erschien noch im Dorf ein Beauftragter der Partei, hielt eine Versammlung und erklärte, zu irgendwelchen Befürchtungen bestände keine Veranlassung, denn der Russe stünde noch weit in Polen, vor Marienburg wären drei starke Verteidigungs-

gürtel der Deutschen Wehrmacht, die vom Feinde nicht zu durchbrechen wären. In der Nacht zum 23. Januar jedoch erschien ein Reiter, vom Bürgermeister des Dorfes geschickt, und gab den Befehl zum sofortigen Packen und Fertigmachen des Flüchtlingstrecks. Noch in der Nacht begann das Beladen der Wagen, auch wir wurden mit unserer Habe einem Wagen zugeteilt, und mittags am 23. Januar setzte sich der Treck in Bewegung.

Während meine Kinder und meine Schwiegermutter auf dem Wagen sitzen durften, gingen meine Haushaltsgehilfin und ich bis Pr. Stargard zu Fuß hinterher. Da der Fluchtbefehl von unserem Stuhmer Landrat und Kreisleiter Franz viel zu spät gegeben war, sind wir dicht vor den Russen Tag und Nacht marschiert, das Trommeln der Artillerie in den Ohren und den von den brennenden Dörfern blutroten Himmel vor Augen. Es war bitterkalt, unsere mitgenommenen Lebensmittel waren bald gefroren, nun kam noch der Hunger hinzu. Überall waren die Ortschaften und Häuser geräumt und geplündert.

Die Windeln meiner Kleinsten konnte ich nirgends waschen, nirgends trocknen, keine Milch für sie war aufzutreiben, etwas Schnee mußte zunächst den Durst löschen.

Vor vierzig Jahren — 24. Januar 1945

von Brigitte Braun geb. Kollbach, Hohendorf

Jetzt war es 1945. Einige Leute aus dem Ort waren zu meiner Mutter in die Schule gekommen. Thema: Wie kommen wir von hier fort? Wir mußten fort, denn der Russe war nicht mehr fern. Mit dem Zug ging es nicht mehr; der war weg und in höchster Eile an den vielen Flüchtlingen vorbeigerauscht, die auf ihn schon tagelang gewartet hatten. Hoffnungslos überfüllt, hätte er die Menschen auch gar nicht mehr fassen können! Das war der letzte Zug nach dem Westen gewesen, der letzte Zug, der bis Berlin ging. Für einige die letzte Hoffnung. Auch für uns? Nein; uns blieb noch eine: mit Pferd und Wagen. Auf dem Gut waren noch einige Pferde; wenn auch alte Klepper, so doch noch dafür geeignet. Morgen sollte es dann losgehen. Es ging auch los — aber am selben Abend auch wieder zurück!

Wir konnten nicht mehr über die Weichsel. Die Brücke war von Soldaten in die Luft gesprengt worden. Sie hatten mit der Sprengung nicht länger warten können, denn der Treck der Flüchtlinge nahm kein Ende. — Plötzlich erscholl der Ruf: „Runter von der Chaussee, hinter euch sind schon die Russen!“ Es war höchste Zeit gewesen, daß wir von der Straße herunterkamen. Querfeldein und in höchster Eile ging es in Richtung unseres Dorfes. Da war alles noch ganz friedlich. Würde der Russe erst morgen kommen?

Nun mußte schleunigst alles weggeräumt werden, was auf eine eventuelle Flucht hindeutet hätte; denn der Russe kam ja als Befreier, da wird man doch nicht fliehen! — . . .

Meine Mutter und meine Brüder standen am Herd und verbrannten die Bilder von Adolf Hitler; dann legten wir uns angezogen schlafen. Am nächsten Morgen wollten wir ins Dorf gehen, um mit den Dorfbewohnern gemeinsam den Einmarsch der Russen zu erwarten. Unsere Schule lag etwas abseits vom Ort; es wäre zu gefährlich gewesen, hier auf die Russen zu warten. — Meine Mutter und ich waren schon lange fertig angezogen, aber meine Brüder benahmen sich ziemlich merkwürdig: sie trödelten herum und waren langsam in ihren Bewegungen.

Da springt Hubert auf die Fensterbank und sagt mit leiser Stimme: „Dahinten kommen sie —, beim Russen gibt es nur eins: und — das — ist — Genickschuß!“ Da lief ich, so schnell ich konnte, zur Tür hinaus. Ich wollte keinen Genickschuß. Meine Puppe Rosemarie nahm ich mit. Hätte ich nur meine Brüder mitgenommen, vielleicht würden sie dann heute noch leben! Ich ahnte in diesem Augenblick nicht, daß ich sie das letzte Mal sah. — Meiner Mutter blieb nichts anderes übrig, als hinter mir herzulaufen; das rettete ihr das Leben. Als ich mich beim Laufen einmal umdrehte, sah ich zwei Russen, die mit schußbereiten Maschinenpistolen über's Feld kamen. Ich zeigte in ihre Richtung, und meine Mutter wurde aufmerksam. Sie schrie mir zu, ich solle ins Dorf laufen, sie wolle erst die Jungs holen und dann nachkommen. Ich aber blieb wie erstarrt stehen. Ich konnte mich nicht bewegen und schluchzte: „Mutti, Ali, Hubert! Kommt doch endlich!“ Da kam meine Mutter, aber ohne meine Brüder. Wir liefen gemeinsam ins Dorf. Unterwegs erzählte sie mir, daß sich Hubert und Ali verstecken wollten. Kaum hatten wir das erste Haus erreicht, da hörten wir mehrere Schüsse!

„Diese Schweine haben die Kinder erschossen!“ schrie meine Mutter und wollte wieder zurücklaufen. Frau Golombek, die inzwischen zu uns gelaufen war, hielt sie aber mit aller Macht fest und sagte: „Tun Sie das nicht, Frau Lehrer, die erschießen Sie auch noch, denken Sie an das Kind!“

Da sahen wir auch schon die beiden Russen aus dem Tor torkeln, sie waren betrunken. Schnell eilten wir alle ins Haus. Frau Golombek setzte mir eine braune Mütze auf und band meiner Mutter ein Kopftuch um. Schon flog die Tür auf, und die beiden Russen wankten herein. Dabei fuchtelten sie mit den Maschinenpistolen wild herum und zielten auf jeden von uns. Dann fragte der eine Russe Frau Golombek auf polnisch, ob hier alles Polski sind. Frau Golombek bejahte — aber im gleichen Augenblick stürzte er auf mich zu, riß mir die Mütze vom Kopf. Meine Zöpfe fielen herab, und ich fing an zu schreien. Er schrie auch: „Du nix Polski — du sein Germanski, dreckige Germanski!“ Dabei versuchte er, mich an meinen Zöpfen vom Schoß meiner Mutter zu ziehen, sie aber hielt mich mit beiden Armen umschlungen und gab mich nicht frei. Herr Golombek, der wegen seines Holzbeins nicht eingezogen worden war, versuchte krampfhaft, dem Russen das Gewehr zu entwinden. Dabei löste sich ein Schuß und verletzte auch sein bisher noch gesundes Bein.

Sie hätten uns wohl alle umgebracht, wenn nicht plötzlich von der Tür her ein hartes „Stoi!“ zu hören gewesen wäre. Ein hübscher blonder Russe stürzte auf die beiden zu und nahm ihnen die Gewehre ab. Er strich mir über den Kopf und sagte: „Du nix mehr weinen!“ Dabei schimpfte er die beiden russischen Soldaten aus und zeigte immer wieder in Richtung unserer Schule. Frau Golombek schien alles zu verstehen, was er sagte. Sie war sehr bleich im Gesicht und sagte leise zu uns: „Ali und Hubert sind wirklich von den beiden Russen erschossen worden — um Gottes Willen, Frau Lehrer!“ Meine Mutter sprang auf, ihr Gesicht war kreideweiß. Sie wankte zur Tür, dabei hielt sie mich noch immer umschlungen. Der feine Russe wurde aufmerksam und fragte in deutsch-polnisch meine Mutter, ob sie die Mutter von den schönen Kindern wäre. Dabei zeigte er zur Schule. Sie nickte nur und wollte an ihm vorbei. Da hielt er sie am Ärmel fest und sagte: „Du da nix hingehen, verboten, sonst erschießen!“ So lagen meine armen Brüder, gerade erst zwölf und vierzehn Jahre alt, eine ganze Woche auf der Kellertreppe, einsam und verlassen dahinten, ganz allein und für uns unerreichbar, wo wir sie doch am liebsten in die Arme genommen hätten und am liebsten selbst gestorben wären. Aber es ging nicht, denn die Russen bewachten die Schule. Dies war wohl von dem Russen angeordnet worden, der meiner geliebten Mutter den schrecklichen Anblick ihrer toten Kinder ersparen wollte, es aber später doch nicht verhindern konnte.

Ali hatte eine Maschinenpistolen-Salve mitten ins Gesicht getroffen! Und Hubert? Er bekam seinen Genickschuß, er hatte es wohl schon vorher geahnt!

Kirchlich beerdigen durften wir sie nicht, nur auf einem Feld, in Decken gewickelt. Dabei fanden wir noch viele gefallene deutsche Soldaten, die nicht bestattet werden durften und auf dem Felde liegenbleiben mußten. —

Im Juli endlich durften wir meine Brüder, besser, was von ihnen noch übriggeblieben war, anständig und mit Pfarrer auf dem Friedhof bei Stuhm beisetzen. —

Leochen, ein Freund meiner Brüder, hatte sich bei einem Sturz das rechte Bein gebrochen und wurde ins Stuhmer oder ein anderes Krankenhaus gebracht. In dem Saal lag auch ein Russe, der hatte beide Beine ab. Leochen erkannte ihn. Es war derselbe Russe, der meine Brüder erschossen hatte. Er war auf eine Mine getreten . . .

Auf der Flucht

aus einem Bericht von Fritz Schulze, Arzt in Christburg

Dienstag, den 23. Januar 1945, war Christburg zum großen Teil evakuiert. Der letzte Zug stand noch auf dem Bahnhof, und vereinzelt gingen noch Familien und alte Leute als Nachzügler dorthin.

Ich war noch einmal in die Stadt gegangen und hatte festgestellt, daß der Domherr den Ort nicht verlassen wollte. Dieses Pflichtgefühl gerade katholischer Geistlicher hatte leider vielfach das Gegenteil der guten Absicht bewirkt. Weil der Geistliche nicht wegging, blieben auch viele ihrer Gemeindemitglieder zurück und haben dann schwer zu leiden gehabt.

Auch sonst blieben in der Stadt noch Leute, die sich von ihrem Eigentum nicht trennen konnten oder ehemalige Kommunisten, die glaubten, ihnen könne nichts geschehen, und einige polnisch gesinnte Leute. Ihnen allen ist es nicht gut gegangen; mit als erste wurden ein früherer Kommunist und seine beiden Söhne erschossen. —

Bei meiner Rückkehr aus der Stadt fand ich die anderen in ziemlicher Erregung vor, da Wehrmatsangehörige berichteten, daß die Russen bereits in Miswalde seien. Wir mußten also aufbrechen, da die Marschgeschwindigkeit bei dem recht hohen Schnee ja nur gering sein konnte, und wir außerdem noch unserere Rucksäcke tragen mußten. Zwei Rodelschlitten dienten noch zur Beförderung des Gepäcks. Es war sehr schönes Frostwetter, aber in dem Schnee ging es sich doch recht mühselig. Da anzunehmen war, daß die Marienburger Brücken durch die vielen Trecks blockiert seien, auch Bombenangriffe auf diese Brücken zu erwarten waren, hatten wir uns entschlossen, direkt nach Norden zur Küste zu marschieren.

Wir gingen in Brodsende in den alten Gasthof von Tetzlaff, um uns auszuruhen und Kaffee zu kochen. Auch hier Zeichen von überstürztem Aufbruch, der Laden war völlig intakt. Zwei deutsche Soldaten berichteten uns, daß russische Panzer durch Reichenbach gefahren waren. Es wurde langsam ungemütlich, und wir brachen auf.

Bei Dunkelwerden trafen wir in Thiergart ein. Dort war der Befehl zum Räumen gegeben, aber wieder zurückgenommen worden. Die Frau des Tierarztes Dr. Kleinert forderte uns auf, in ihr Haus zu kommen. Todmüde legten wir uns auf Matratzen nieder und schliefen bald ein.

Am nächsten Morgen hatte auch Thiergart den Befehl zum Räumen erhalten. Die Wagen standen schon auf der Straße in Richtung Marienburg. Wir gingen einige Schritte im Strome mit, drehten dann aber doch in Richtung auf die Mausdorfer Schleuse ab. Dieser Weg war nicht verstopft, sondern fast menschenleer. —

Der Übergang über die Nogat ging nur recht langsam vonstatten, da sich die Treckwagen wegen des hohen Dammes gegenseitig Vorspann geben mußten. Wir zu Fuß kamen natürlich schnell hinüber. Zur Seite des Weges lagen mehrere umgekippte Wagen.

Auf dem Weitermarsch hatten wir das Glück, daß uns ein Lieferwagen des Herrn Enders bis Steegen mitnahm. Bei diesem konnten wir uns ausruhen und nachts noch einmal das Auto benutzen, weil ein Landjäger-Auto, das nicht weit von der Fähre Schiewenhorst eine Panne hatte, abgeschleppt werden mußte. Ungehindert kamen wir über die Fähre. Wir gingen zur NSV, die ein alter Lehrer mit seiner Familie in unglaublicher Hingabe betreute. Die Stimmung war ziemlich auf dem Nullpunkt. Am nächsten Tage entdeckten wir in Schiewenhorst ungefähr 25 Christburger, darunter unsere Nachbarn Kroll. —

Unsere Fluchtkameradschaft stob hier auseinander. Am Sonnabend, dem 27. Januar, machten wir uns dann wieder auf den Weg. Da wir die Rodelschlitten an die anderen abgegeben hatten, denen sie gehörten, mußten wir unser Gepäck auf den Rücken nehmen. Wir kamen, da auch wieder Schneetreiben einsetzte, nur sehr schlecht vorwärts. Wir kehrten daher in Bohnsack bei dem dortigen Kollegen ein. Durch seine Vermittlung konnten wir mit einem Feuerwehrauto nach Danzig mitfahren, nachdem dort ein Bombenangriff auf den Bahnhof erfolgt war. Hier fanden wir im Ärztehaus Unterkunft. In Danzig war noch nichts von der Flut der neuen Völkerwanderung zu merken.

Wir hatten Glück und erreichten noch ein Schiff.

Die Flucht der Christburger und die Besetzung der Stadt

*Kurze Auszüge aus „Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg“ 1961
von Otto Piepkorn, Christburg*

Die Sowjets besetzen Christburg

In Christburg hatte sich folgendes ereignet: Das geräumte Postamt war in der Nacht vom 23. auf den 24. Januar von zwei ehemaligen Volkssturm Männern, dem Bezirksschornsteinfegermeister Gerund und dem Schneidermeister Jaschinski, besetzt. Sie hatten die ganze Nacht noch überall telefonische Verbindung. Um neun Uhr wollte Herr von Flottwell, der in Lautensee zurückgeblieben war, Herrn Sperling (Sandhuben) anrufen. In diesem Moment hörte er in Richtung Christburg Artillerie- und MG-Feuer. Als er den Hörer abnahm, merkte er, daß das andere Ende der Strippe in Christburg wohl besetzt war, der Teilnehmer aber nicht sprach. Sie waren da!

Eine Bürgerin schilderte das Kommen der Roten Armee so: „In den Morgenstunden kamen sie, in wattierten Uniformen. Ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können. Diese Massen, wie sie die Bahnhofstraße herunterkamen! Seitlich über die Gartenzäune, überall, wohin man auch schaute, Russen, Russen und nochmals Russen. So viele Soldaten habe ich selbst 1939 nicht sehen können. Unser Marktplatz konnte nur einen Teil von ihnen fassen. In aller Eile durchstöberten sie die Häuser nach deutschen Soldaten. In den Geschäften stopften sie sich die Taschen voll mit allem, was sie brauchen konnten.“

Christburg wird ausgelöscht

Am 25. Januar 1945 wird unser Christburg durch russische Brandkommandos genau wie fast alle anderen ostdeutschen Städte niedergebrannt. Die Flammen wüten von der „Geistlichkeit“ bis hinunter zum Sorgefluß, fressen sich die Marienburger Straße, die Schloßvorstadt hinab, indem sie nur ab und zu einige Häuser stehenlassen. Die Hitze wird so stark, daß die durchziehenden Russen den Markt meiden und über die Stallstraße marschieren. Selbst die Kastanien vor der katholischen Kirche verdorren. Viele Deutsche, die eingeschüchtert in den Kellern hocken, noch irgend etwas zu retten suchen oder krank daniederliegen, kommen lebendig in der Glut um, so wie Frau von Türk mit Tochter und Schwester Ortrud (Artilleriebeschuß), Frau Schulz, Fräulein Paßlack. Im Nordosten werden ebenfalls einzelstehende Häuser der Schloßvorstadt, im Südwesten die Stanauer Straße bis auf Reste angesteckt. Im Süden brennen das Gutshaus von Schmidt-Sonne, das Schützenhaus, die Häuser von Krause, die Stallung Wedel, das Haus von Lehrer Osten, das Amtsgericht mit dem Dienstwohnhaus. Als das Wüten des entfesselten Elements im Wintertag erstarrt, besteht Christburg nur noch zu 20 %, der Vergeltung zum Opfer gefallen, nicht dem Krieg!

Nacht über dem Christburger Land

Nach dem Vermächtnis Lenins ist der Terror das einzig unumgängliche Mittel, die Menschheit zu beherrschen. Kein Deutscher durfte sich daher nach der Besetzung mehr auf der Straße blicken lassen. Überhaupt wurde die Bevölkerung durch dauernde Vernehmungen und Einkerkierungen unter Druck gesetzt.

Vielmals zückten die Russen auch die Pistole auf den todkranken Domherrn Dekan Poschmann, damals etwa 75 Jahre alt. Katholische und evangelische Christburger hatten immer im besten Verhältnis zueinander gelebt. Auch jetzt scharten sich alle wie eine verschworene Gemeinschaft um ihn. „Oft sollte er als Geisel mit, weil er immer wieder um Erbarmen bat. An der Kirchhofsmauer, auf dem Hof des Altersheimes stand er, schon zum Niederknallen bereit. Er schlug sich furchtlos durch die Russenhorden zu den Sterbenden oder zum Einsegnen der Gräber der vielen Erschossenen und Umgekommenen.“ So schilderte ihn seine Nichte Hedwig in ihren Kirchenbriefen.

Viele Christburger flüchteten sich in die Mauern des Klosters und verbargen sich dort in Schränken und unter Betten vor der betrunkenen, zügellosen Soldateska. Diese schonte weder Schulkind noch Greisin, eine 92jährige Insassin des Altersheimes darin einbegreifen. Als sich die ältere, zurückgelassene katholische Schwester schützend vor ihre jüngere stellte, weil sie sagte, daß so etwas hier nicht Sitte sei, wurde sie erschossen. Ihr Leichnam durfte nicht fortgeräumt werden.

500 Christburger starben

Die Stadt Christburg hatte allein auf zahllosen Schlachtfeldern über 300 Söhne verloren. Viele Soldaten waren in den Gefangenenlagern gestorben. Während aber das Schicksal der deutschen 6. Armee in Stalingrad noch eine Angelegenheit von Soldaten war, erliefte es in unserem Lande die wehrlose Zivilbevölkerung erbarmungslos.

Jeder Deutsche war vogelfrei. Zahllos waren die Erschießungen. In Christburg werden sie auf 90 geschätzt. Es sollen Exhumierungen stattgefunden haben, doch sind diese geheimgehalten worden. Zwei Greise, namens Holstein und Sauer, und ein Unbekannter aus Ankemitt wurden in einer Dachkammer im Wantochschen Hause in der Feldstraße von Polen erschlagen und später, in einem Dunghaufen verscharrt, von anderen Deutschen aufgefunden. Überall in Stadt und Land wütete der Mord. Auch freigelassene Zuchthäusler, die mit der ersten Russenwelle kamen, taten sich darin hervor. Die taubstummen Eheleute Großmann und Bauer Richard Wölk starben durch Kugeln. Die Fleischermeisterehefrau Lau wurde erschossen, ihre sieben Kinder dem Elend überlassen. Frau Seelig wurde umgebracht, als sie ihre Tochter, Frau Krüger, vor dem Abtransport retten wollte. Maurerpolier Wagner, ein überzeugter Sozialist, wurde erschossen, nachdem seine Frau verschleppt worden war. Mühlenbesitzer Max in Klein Stanau fand man getötet, seinen Jagdhund neben ihm. Herr Drossel auf der Prökelwitzer Siedlung und viele andere, in der Stadt unbekannte Bürger mußten ihr Leben aushauchen. Fabrikarbeiter Isokeit, der einst Führer der Christburger Kommunisten war, hatte zwölf Jahre lang auf die Befreiung gewartet. Jetzt sah er die radikale Richtung der Lehre von der Gleichheit alles dessen, was das menschliche Antlitz trägt, durchgesetzt, aber die Sowjets kamen und töteten auch ihn mit seinen Kindern. Nur wenige Christburger blieben übrig, in nachhaltender Furcht über das Vorgefallene auszusagen.

Aus den verdrahteten Lagern traten sehr bald ausgewählte deutsche Männer, Frauen, Burschen und Mädchen, streng von Russen bewacht, im Fußmarsch den Weg nach Sibirien an. In Scharen trieb man sie durch unsere Stadt. Es war ein Elend ohne Ende, und niemand bot dem Treiben Einhalt! Die meisten überstanden die ihnen in den Verschleppungslagern zugeordneten Strapazen nicht.

Die letzten Zeilen aus der Schulchronik von Heidemühl

... Das letzte in der Heimat verlebte Weihnachtsfest ließ keine rechte Feststimmung mehr aufkommen, Sylvester und Neujahr 1945 ebensowenig. Mitte Januar nahte das Verhängnis mit Riesenschritten. In der Nacht vom 23. zum 24. mußten Heimat, Haus und Hof und alles, was in jahrzehntelanger, mühevoller Arbeit errungen war, verlassen werden.

Wer über 37 Jahre im Schuldienst ununterbrochen an ein und demselben Ort gestanden, wer Freud' und Leid in der Dorfgemeinschaft gemeinsam geteilt, kann den Schmerz des Schreibers dieses und den seiner Angehörigen sowie aller seiner Dorfgenossen ermessen.

Hegten die meisten der Flüchtlinge zunächst noch immer eine schwache Hoffnung auf baldige Rückkehr in die Heimat, so brachten es die traurigen Ereignisse mit sich, daß jeder Hoffnungsschimmer schwand. Meine Heimat, die fruchtbare Weichselniederung, **u r d e u t s c h e s L a n d**, das am 11. Juli 1920 durch Volksabstimmung sein Deutschtum zu 90% bewiesen, ist in polnischem Besitz.

In tiefer Sehnsucht nach der teuren Heimat, erinnere ich mich oft der Worte Hermann Schmökels im Vorwort seines Buches: „Wo die Weichsel wogt: „Du liebe Heimat am mächtigen Strome des Ostens — ich grüße Dich. Manchmal, in stiller Nacht, ist mir, als atme ich hier in der Fremde kräftigen Duft Deiner Erde, hörte das Brausen der Wogen des Ostmeeres und das Rauschen Deiner Wälder. Dann schwillt mein Herz in verhaltenen Sehnsucht . . .“

Diesem Sehnsuchtsgergüß füge ich noch meine eigenen Worte hinzu: Ihr Landsleute, jetzt zerstreut in deutschen Landen, reicht mir die Hände und laßt sie Euch drücken. Wir sind stolz auf unsere Heimat. Wir werden sie nie vergessen!

Damit schließe ich die Schulchronik, die ich von 1908 bis Ende 1944 geführt habe. Sie ist ein Stück Heimatgeschichte!

Templin, Uckermark, den 15. Januar 1946

Edwin Jaedike, Lehrer

(Die gerettete Schulchronik befindet sich im Stuhmer Archiv in Bremervörde)

In der neuen Heimat

Mein Weg nach Elm bei Bremervörde

*Bericht unserer Flucht aus unserer ostdeutschen Heimat
von Irmgard Prill, Marienburg*

Die Erlebnisse der Flucht meiner Familie im Jahre 1945 stehen mir noch immer lebhaft mit allen Bildern jener ereignisreichen Zeit vor Augen. Sie haben sich mir mit allen Einzelheiten so stark eingepägt, daß ich sie für die Nachgeborenen aufschreiben möchte.

Aus meiner Heimatstadt Marienburg/Westpreußen, wo ich 1924 geboren wurde, dort zusammen mit Stuhmer Schülern bis zum Abitur 1942 die Schule besuchte, ging ich nach allen Hilfsdiensten – so auch dem Schuldienst in Christburg, Kr. Stuhm, und einer Vertretungszeit in der Dorfschule in Menthen, Kr. Stuhm – zur Berufsausbildung nach Pommern.

In jenem Jahre 1945 befand ich mich also in Köslin, einer Regierungsbezirksstadt nahe der Ostsee, an der Bahnstrecke Marienburg - Danzig - Stettin gelegen. Dort wurde ich für meine Familienangehörigen das Sprungbrett in den Westen.

Zuerst hatte Gretel¹⁾, die zweite meiner drei älteren Schwestern, mit ihren zwei Kleinkindern aus Memel – Deutschlands östlichster Hafenstadt am Ausgang des Kurischen Hafes in die Ostsee – fortzuziehen. Gemeinsam verlebten wir 1944 das letzte Weihnachtsfest daheim in Marienburg mit unserer lieben Mutter²⁾. Die Kinder hatten damals schon Flüchtlingstrecken beobachtet, wie sie dort die Langgasse in Richtung Nogatbrücke entlangzogen. Sie spielten danach zu Hause „Flüchtlinge“, setzten sich mit ihren liebsten Spielsachen unter den großen Eßzimmertisch, ihren Treckwagen, und wir mußten zu ihnen sagen: „Oh, Ihr armen Flüchtlinge!“ – Schon bald gehörten auch sie zu dieser großen Schar.

Am Dienstag, dem 23. Januar 1945, mußte meine Schwester Gretel bei nahendem Kanonendonner ihre an Masern erkrankten, fiebernden Kinder Nortrud (4) und Hartmann (3) aus den Betten nehmen, sie auf den Rodelschlitten packen und zusammen mit meiner Mutter und wenigem Handgepäck die Hindenburg-Straße entlang, an der Zuckerfabrik vorbei, zum Bahnhof eilen. Dort fand sie einen Güterzug gen Westen, der schon zum Teil mit Menschen besetzt war – in ihrem Wagen mit Leuten aus Marienwerder.

Wir hatten gehofft, daß der Krieg an der Weichsel ein Ende finden würde, und wir in Pommern bleiben könnten. Deshalb hatte Gretel zuvor eine Anzahl Gepäckstücke zu

¹⁾Margarete Neumann verwitwete Sassermaun geb. Prill, † Hamburg 1981

²⁾Johanna Auguste Prill geb. Lenz, † Elm 1981, 96jährig

den drei Geschwistern meiner Mutter geschickt, wohl verschnürt mit allen vorhandenen Wäscheleinen. Jene Verwandten waren nach dem 1. Weltkrieg aus Westpreußen fortgezogen, weil der mittlere Teil der Provinz, in dem sie lebten, durch das Versailler Diktat an Polen fiel. Doch das an sie geschickte Flüchtlingsgut konnten wir größtenteils nicht mehr in Empfang nehmen und hätten es ja auch nicht weiter mitnehmen können.

Ich hörte inzwischen in Köslin mit Sorge die Nachrichten im Radio, sprach vor und nach dem Dienst auf dem mit Gepäckbergen überfüllten Bahnhof mit Flüchtlingen, die zum Teil schon aus dem östlichsten Teil Hinterpommerns kamen, um die wirkliche Lage zu erkunden. Und ich sah täglich auf meinem Weg von der Apotheke zur Wohnung meiner Tante³⁾ die zu Dreier-Reihen anschwellenden, endlosen Flüchtlingstrecks, – große und kleine, geführt von greisen Männern und halbwüchsigen Jungen, hinten am Wagen angehängt Eimer und Wanne zum Tränken und Füttern der Pferde. Abends rasteten die Treckflüchtlinge immer, so auch bei unseren Verwandten⁴⁾ auf dem Lande in dem idyllischen Dorfe Damerow bei Köslin. Sie hatten gewöhnlich etwas vom Schlachten mit. Und meine Tanten kochten an jedem Nachmittag für sie einen großen Topf Kartoffeln und Milchsuppe. So versorgten sie sie täglich. Dadurch konnten unsere ländlichen Verwandten selbst nicht rechtzeitig fliehen, erduldeten Schlimmes und wurden 1947 von den Polen vertrieben.

Die ganze Welt wirkte wie ein durcheinandergeratener Ameisenhaufen. In dieser kritischen Situation überlegte ich, ob ich mich nicht allein nach Westen absetzen sollte. Denn womöglich hätte meine Familie auf die südliche Strecke der Ostbahn Marienburg - Schneidemühl - Berlin geraten sein können. So stellte ich mir ein Ultimatum bis zum Sonnabend, dem 27. Januar, um nach Dienstscluß nach einer Fluchtmöglichkeit zu suchen. Denn von den Mitarbeitern der Apotheke waren schon eine Reihe fortgezogen, so zum Beispiel eine Praktikantin mit ihrer Schwester per Fahrrad an der Ostseeküste entlang bis Kiel zu Verwandten.

Als ich also an jenem Sonnabend morgens die Treppe hinunter wollte, da stiegen bekannte Schritte zu mir herauf: es war Gretel. Meine Freude über ihre Ankunft war groß. Sie waren schon nachts auf dem Kösliner Bahnhof angekommen, hatten, als der Zug hielt, an die Viehwagentüre gebullert, nach dem Namen der Station gefragt und waren dann ausgestiegen. Da sie mich nachts nicht stören wollten, blieben sie im überfüllten Wartesaal. Wir eilten nun sofort dorthin, um Muttchen und die kranken Kinder, die ganz dicke Beine hatten, zu holen. Dann ging ich zum Dienst in die Apotheke und bat um einen freien Tag, um meinen Angehörigen helfen zu können. Ein erfahrener Apotheker kam mit und brachte den Kindern entsprechende Arznei. Eine Kollegin borgte eine Liege, die ein Apothekenmitarbeiter zu uns transportierte. Meine Mutter und die kleine Nortrud schliefen dann in meinem Bett, Gretel und der kleine Hartmann auf der geborgten Liege, und ich legte mir abends drei geborgte Auflegematratzen dazwischen und schob sie tagsüber unter mein Bett.

Als ich nach einer Woche abends vom Dienst nach Hause kam, sah ich im Flur meiner Tante mir sehr bekannte Koffer stehen. Wer war angekommen? Meine dritte Schwester Herta⁵⁾ – schwanger im vierten Monat – mit drei Kleinkindern, darunter Brigitte, erst ein Jahr alt! Sie hoffte, uns in Köslin anzutreffen und hat es auch auf abenteuerlichen Wegen geschafft. Wie einen kleinen Geleitzug sahen meine Mutter und Gretel sie mit den Kindern, Schlitten, Gepäck und hilfreichen Jugendlichen durch den Schnee ankommen.

³⁾Mariechen Eller geb. Lenz

⁴⁾Hermann u. Johanna Lenz

⁵⁾Herta Ott geb. Prill (Alfred wurde in Bremervörde am 1.7.1945 geboren)

In dem zuvor ausgebrannten und notdürftig wiederhergerichteten anderen Dachgiebel des gleichen Hauses, in dem wir wohnten, konnten sie unterkommen.

So lebten wir mehrere Wochen zusammen. Meine Mutter kochte für uns alle in der großen Küche meiner Tante, Gretel besorgte alle Einkäufe auf Lebensmittelmarken, Herta hütete die fünf Kinderchen, und ich ging zum Dienst. Die Kinder vergnügten sich am liebsten damit, auf einer großen Truhe vor dem Fenster meines Zimmers zu hocken und begeistert den vorbeifahrenden Zügen von jener Bahnstrecke, auf der sie hergekommen waren, zuzuwinken.

Wenn die Kinder abends schliefen, schmiedeten wir Fluchtpläne. Unser Problem war, gemeinsam fortzukommen, denn wir waren immerhin neun Personen.

Ich übte mich auch im Packen: möglichst wenig und gezielt, zum Tragen für den Rücken, für meine beiden Hände und vorn umgehängt, falls man alles stehenlassen müßte, die allerwichtigsten Papiere, etwas Schmuck und Geld, Medikamente und Verbandszeug, eine gute Landkarte und einen kleinen Kompaß in einer Tasche. Als Rucksack nahm ich einen kleinen Mehlsack, schob in jede untere Ecke eine Kartoffel und band diese Ecken mit Bindfaden ab. Oben in der Mitte nähte ich zwei starke, zweimal längs gefaltete Handtücher als Träger fest und befestigte sie später in der erforderlichen Länge an den Kartoffelecken. Dann rollte ich mein zweifach überzogenes Bett ganz fest auf. Dieses Paket schnürte ich mit starkem Bindfaden fest zusammen wie einen Rollschinken; so paßte es in den Mehlsack. Oben drauf kamen noch ein Kopfkissen, ein Laken und ein Paar Schuhe; denn zur Flucht bei der Winterkälte wollte ich große Schuhe meines Vaters mit Strümpfen übereinander und darüber Socken anziehen, damit meine Füße nicht erfroren. Beim Packen meines Koffers konnte ich durch festes Zusammenrollen von Wäsche und Kleidungsstücken am meisten unterbringen. Aber viel war es trotzdem nicht. Auch steckte ich dazu noch einige Fotos, ein kleines Bildbüchlein von der Marienburg, mein Kirchengesangbuch, meinen kleinen schönen bebilderten Katechismus, mein Neues Testament, zwei kleine Fachbücher, ein kleines Kochbuch und mein ganz entzückendes winziges Kinderbilderbuch. Zum Tragen in der anderen Hand packte ich ein paar Gebrauchsgegenstände und Lebensmittel ein, wovon besonders wir Städter nicht viel hatten. Ich erinnere mich noch an Kunstthong und Brot. Auch ließ ich mir damals immer geräucherte Mettwurst von einem Roßschlächter besorgen, deren Geschmack mich ein wenig an unsere weihnachtlichen Spickgänse erinnerte.

Als ich am Mittwoch, dem 28. Februar, schon recht früh in die Apotheke kam – es war die königlich-preußische, 1725 privilegierte Hof- und Garnison-Apotheke des Herrn Apothekers und Dipl. Chemikers Steffenhagen, ein schönes altes Giebelhaus am Markt 27 – schrillte das Telefon. Ich nahm den Hörer ab. Es war der Oberbürgermeister der Stadt Köslin. Er wollte meinen Chef sprechen. Der war noch oben in seiner Wohnung des schönen alten Giebelhauses. Ich stellte das Telefon nach oben durch und hielt noch den Hörer in der Hand. Da hörte ich, wie der Oberbürgermeister ins Telefon hineinbrüllte: „Die Russen sind drei Kilometer vor der Stadt!“ Als ich das hörte, war es für mich das Signal zum Aufbruch. Man handelt ja oft nur unter Druck. Die anderen Angestellten erschienen nun zum Dienst. Ich erzählte ihnen das Gehörte und sagte, daß ich sofort weg wollte. Ich bat sie, den Chef zu grüßen. Sie sagten, ich bekäme doch noch mein Monatsgehalt für Februar. Doch ich antwortete, ich wolle darauf verzichten und eilte davon. Ich fühlte mich ja verantwortlich für meine Familie. Die Russen waren also von Süden her, aus der Tucheler Heide kommend, nach Norden zur Ostsee vorgestoßen, um den Osten abzuschneiden. Die Panzerspitzen befanden sich im Gollenwald, einer bewaldeten Anhöhe vor den Toren der Stadt in der Nähe des Krankenhauses.

Die Menschen in den Straßen und Geschäften ahnten nichts von dem, was ihnen in Kürze bevorstand. Unterwegs traf ich Gretel mit Milchkanne, zum üblichen Einkauf gehen. Sie kehrte sofort um, und wir eilten nach Hause. Ich alarmierte Herta, sofort die Kinder warm anzuziehen, da wir fort müßten. Sie leerte ihren Strosack und packte alles zusammen. Meine in allen Situationen stets gelassene Mutter ordnete an, wir müßten erst noch ihr Mittagessen verzehren; sie hatte Möhrengemüse, Bratklops und Kartoffeln zubereitet. Dann zogen wir alle mit Kindern, Rodelschlitzen und wenig Gepäck los.

Vor dem Hause kam uns der Briefträger entgegen. Er hatte eine Karte für meine Mutter von einer Nichte⁶⁾ mit einem Bauernhof im Südharz. Sie schrieb: „Liebe Tante, wenn Ihr auch noch fort müßt und nicht wißt wohin, dann kommt doch zu mir. Hier ist es zwar schon sehr voll, aber irgendwie bringen wir Euch schon unter.“ Diese Karte machte uns sehr froh. Nun hatten wir zwei mögliche Ziele: meine älteste Schwester Erika⁷⁾, verheiratete Zahnärztin in Hameln an der Weser, und die Kusine im Südharz in Abberode bei Wippra.

Als wir zum Bahnhof kamen, waren dort alle Sperren geschlossen, weil man wohl befürchtete, den Ansturm nicht bewältigen zu können. Aber wir gelangten durch Gärten der seitlich des Bahnhofes gelegenen Bahnbeamtenhäuser auf die Bahnsteige. Überall Berge von Gepäck, Menschenmassen, über uns russische Flugzeuge. Dann sollte ein planmäßiger Zug nach Kolberg abfahren. Es war unmöglich, dort mit neun Personen mitzukommen. Er wurde von den Menschen gestürmt, die Fenster eingeschlagen, Kinder und Gepäck hindurchgeworfen. Bis Kolberg wären wir ja auch nicht viel weiter gewesen. — Dann stand da ein Güterzug, in dem sich lauter Kisten befanden, vielleicht Munition? Er sollte nach Bad Pyrmont fahren, also nahe bei Hameln. Wir setzten die Kinder auf die Kisten und wollten hinterher. Aber der lebhaft Eckart (4) schrie fürchterlich, er wollte da wieder raus. Dieses Projekt war also auch unmöglich. Auch ein Güterzug stand da mit offenen Wagen, auf denen sich Flugzeugteile befanden. Die Leute setzten sich darauf, möglichst geschützt vor Fahrtwind, und banden sich daran fest. Doch das wollten wir auch nicht, da die Gefahr des Erfrierens groß war. So neigte sich der Nachmittag zum Abend. Es wurde kälter und dunkler, und die Bahnsteige wurden leerer. —

Da gab mir Gott, wie schon oft in meinem Leben, den rettenden Gedanken. Ich sagte zu Gretel: „Nur jetzt in der Dunkelheit, wenn all die vielen Menschen fort sind, haben wir die Möglichkeit, mit einem Zug fortzukommen. Laß uns hier nachts Wache halten und nach einem Zuge ausschauen und Mutchen, Herta und die Kinder samt Gepäck in einen warmen Keller bringen.“ In dem warmen Kellerflur eines Bahnbeamtenhauses neben dem Bahnhof, wo sich schon mehr Menschen befanden, konnten wir sie unterbringen. Nun hielten Gretel und ich in der Dunkelheit bei klirrender Kälte Ausschau. Auf dem großen Rangierbahnhof hätten wir überfahren werden können, es war ja damals alles abgedunkelt! Plötzlich sah ich ganz hinten auf dem letzten Gleis einen langen Güterzug stehen. Schnell liefen wir hin über die vielen Gleise. Der Zug war voller Flüchtlinge und verwundeter Soldaten. Wir gingen nach vorn zur Lokomotive, wo wir einen Transportführer vermuteten. Dort stand ein Soldat, der uns sagte, daß er den Transport leitete. Wir baten ihn sehr, uns doch mitzunehmen, wir hätten fünf kleine Kinder bei uns und wären zusammen neun Personen. Er antwortete, der Zug sei zwar schon vollgestopft, aber er wollte versuchen, uns noch unterzubringen. Er ging mit uns an dem langen Zuge entlang, kletterte an jedem Wagen hoch und leuchtete mit der Taschenlampe hinein; aber es schien unmöglich, ein Plätzchen zu finden. Schließlich — fast am Ende des Zuges — mein-

⁶⁾Hilde Franke geb. Engler

⁷⁾Erika Oerke geb. Prill, † Bremervörde 1982

te er, daß zur Not vielleicht noch vier Personen in einen Wagen hineingingen. Da sagte ich: „Also Gretel, dann nimm Du mit Muttchen und Deinen beiden Kindern diese Plätze!“ Und ich bat den Soldaten sehr, ob er nicht noch so ein Plätzchen hätte. Beim nächsten Wagen konnten nochmal vier Personen hinein. Na, wir waren ja eigentlich fünf, aber die kleine einjährige Brigitte galt dann eben als Gepäckstück. Die Leute in dem Wagen protestierten heftig, sie saßen ja schon so eng. Da bat ich den Soldaten, doch noch solange stehenzubleiben, bis wir die Plätze eingenommen hätten. Dann eilten wir beide, Gretel und ich, über die vielen Gleise und Bahnsteige zum Eisenbahnerhaus, um zuerst die Kinder, Muttchen und Herta zum Besetzen der Plätze zu holen. Die waren voller Freude, als sie hörten, daß wir einen Zug hätten. Danach holten wir unser weniges Gepäck. Unterwegs traf ich einen Soldaten, der da mit seinem Mädchen stand. Den bat ich, uns tragen zu helfen, da der Zug bald abfahren sollte.

Der Platz für uns war äußerst eng. Wir saßen mit dicht angezogenen Knien auf einem Gepäckstück, noch ein Kind auf dem Schoß. Meine Beine waren dadurch so eingeschlafen, daß ich dachte, ich könnte nie wieder aufstehen. Die Menschen im Wagen waren zum Teil nervlich am Ende. In der hinteren Ecke waren solche dabei, die beim Überqueren des Frischen Haffes Angehörige und Habe samt Wagen und Pferden durch Beschuß in den eisigen Fluten verloren hatten.

Etwa um 24 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Er fuhr immer nur ruckweise ein kurzes Stück. Hinterher habe ich schon oft gedacht, daß man den Eisenbahnern, die Tag und Nacht im Einsatz waren und Millionen von Menschen retteten, ein Denkmal setzen sollte. Als der Morgen graute, erreichten wir Kolberg, die nächste westliche Stadt an der Ostseeküste. Dort versuchte ich auszusteigen, um in einem danebenstehenden leeren Personenzug auf eine Toilette zu gehen. Plötzlich fuhren zum Entsetzen meiner Familie beide Züge in entgegengesetzter Richtung, aber nur ein kurzes Stück. Schnell krabbelte ich wieder in meinen Viehwagen und habe so etwas nie wieder gewagt.

Die fehlende Toilette war überhaupt ein Problem für uns. Als Herta noch zu Hause war und selbst Flüchtlinge beherbergte, riet ihr eine Ostpreußin: „Junge Frau, wenn Sie auch noch auf die Flucht gehen müssen, dann vergessen Sie nicht, ein Nachtgeschirr mitzunehmen.“ Diesen Rat hat dann meine Schwester beherzigt. Einer ihrer Jungen trug nun einen einhenkeligen Topf für Essen und Trinken, der andere das bewußte Nachtgeschirr, das dann in unserem Wagen seine Runde machte und sehr wichtig für uns alle war. Heute streiten sich Hertas beide Söhne, Siegfried und Eckart, darum, wer nun welchen Topf damals getragen hat.

Von Kolberg bewegte sich der Zug über Naugard in Richtung Stettin. Mittags erreichten wir Gollnow, dort gab es für uns einen Graupeneintopf. Die Leute schubsten bei der Essensausgabe, und ich bekam eine Ladung davon auf den Mantel. Auf der Weiterfahrt sah man den durch einen Luftangriff zerstörten Wald von Arnimswalde, die Baumstämme, alle in gleicher Höhe, wie abgemäht. Nachts standen wir bei Fliegeralarm vor Stettin. Wir waren sehr froh, als wir die Oderbrücken passieren konnten. Ein nur wenig späterer Flüchtlingstransport aus Naugard, der auch bis Bremervörde fuhr, mußte, bereits unter Beschuß, zur Ostsee geleitet und dort an der Küste entlang nach Westen geführt werden, weil die Stettiner Oderbrücken schon zerstört waren.

Um 6 Uhr früh erreichten wir Pasewalk in Vorpommern. Dann ging es weiter nach Mecklenburg, wo wir gegen Mittag in Neubrandenburg ankamen. Die Landkarte vor Augen und noch die freundliche Einladung meiner Kusine aus dem Harz im Sinn, stiegen wir hier aus, mit Kind und Kegel, treppab, treppauf und hinein in den verräucherten, überfüllten Wartesaal. Dort hatten uns ein paar Offiziere beobachtet und kamen an unseren Tisch, um uns nach unserem Woher und Wohin zu befragen. Als sie unsere Pläne

hörten, rieten sie uns entschieden davon ab. Sie sagten, im Harz sei es bereits so voll, da würde keine Maus mehr unterkriechen. Und auf unserer Fahrt von hier nach Süden müßten wir die Bahnstrecke Berlin-Hannover kreuzen, die laufend bombardiert würde. Deshalb könnten wir auch gar nicht hinkommen. Das sahen wir ein.

So ging es also wieder vom Wartesaal, treppab und treppauf, bis zu unserem Güterzug, der noch dastand. Diesmal erwischten wir einen Wagen mit einem losen Brett statt einer Türe, das ich Tag und Nacht festhalten mußte. Die Kinder vergnügten sich in dem dunklen Wagen damit, mit ihren Händchen nach den Sonnenstrahlen zu haschen, die durch die Astlöcher der Wagenwände fielen. Nachts erreichten wir Güstrow und dann Schwerin. Die Nächte waren, besonders gegen Morgen, eisig kalt, und die Kälte kroch in uns hinein. Als es tagte, bemerkten wir, daß unser Zug über eine Brücke fuhr und einen tief-unterliegenden Fluß überquerte. Das mußte die Elbe sein. Am Morgen befanden wir uns in der Lüneburger Heide und hielten in einer Mulde. Wir wunderten uns, daß der Zug lange Zeit nicht weiterfuhr. Da kamen in Massen riesige Kampfgeschwader wie unzählige silberne Vögel in geordneter Formation mit leichtem Brummen in großer Höhe über uns hinweggeflogen. Die Ostpreußen, die zum Teil noch keine Fliegerangriffe kannten, stiegen aus und winkten mit ihren Kopftüchern nach oben. Wir waren darüber entsetzt. Oder war es vielleicht gut, daß die feindlichen Flieger erkannten, daß wir kein militärisches Ziel waren?

Ich kroch jedenfalls dicht zu meinen Angehörigen in die Wagenecke und dachte, wenn's uns treffen sollte, dann besser alle zusammen! Und ich betete mit Inbrunst das Vaterunser, wobei mir die Bitte um Vergebung der Schuld besonders wichtig war; denn ich dachte, ich könnte ja in Kürze vor Gott stehen. Überhaupt ist wohl damals viel gebetet worden. Meine Schwester Herta erzählte später, daß sie in ihrem Herzen immer den Liedvers bewegte; „Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat ersehen, und was mir selig ist!“ (Von Paul Fleming aus dem Liede „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten.“) Meine glaubenszuversichtliche Mutter, die immer in allen Situationen in heiterer Gelassenheit das Gute erkannte, sagte auf mein Befragen nach ihrem Befinden während der Fahrt: „Es ist doch alles gut, mit jedem Kilometer rollen wir weiter nach Westen.“ Die Fliegerverbände zogen inzwischen weiter davon, und später hörten wir von schweren Luftangriffen auf Berlin.

Danach erreichten wir gegen Mittag bei freundlichem Vorfrühlingswetter die Stadt Lüneburg. Es gab dort für uns einen wohlschmeckenden Gemüseeintopf aus gespendeten Konserven und sogar etwas Bohnenkaffee. Eine freundliche Rote-Kreuz-Helferin betreute uns. Sie bot uns an, eine Nacht bei ihr zu schlafen, da wir erzählten, daß wir nach Hameln weiter wollten. Deshalb ging ich zum Bahnhofsvorsteher, um mich nach Zügen dorthin zu erkundigen. Er sagte mir, es gäbe keine Züge dorthin, denn die Strecken seien alle zerstört. Was nun? — Die Rote-Kreuz-Helferin sagte, länger als eine Nacht dürfte niemand in Lüneburg bleiben, damit die Stadt nicht durch all die nachströmenden Flüchtlinge verstopft würde. Ich wäre gern in Lüneburg aus beruflichen Gründen geblieben, auch hatte ich schon oft Gutes über diese Stadt gehört. Aber Herta erklärte, sie würde in unserem Flüchtlingszug bleiben und abwarten, wo sie untergebracht würden. Da wir sie nicht allein lassen wollten in dieser ungewissen Kriegszeit, stiegen wir wieder zu ihr in unser Züglein ein. Wir hörten, es würde in eine Stadt mit „Förde“ in ihrem Namen gehen. Nun, von Eckernförde hatte ich schon gehört und kannte dessen Lage an der Ostsee. Doch als sich unser Zug in Bewegung gesetzt hatte, bemerkte ich am Stand der Sonne, daß unsere Fahrt nach Nordwesten weiterging. Eckernförde aber lag nördlich von Lüneburg. Wohin also ging die Fahrt?

Der Zug fuhr jetzt pausenlos und schnell, er raste förmlich wie ein D-Zug. Wir sahen Wald mit vielen Birken, Moorflächen mit Torf und Heideflächen. Ich betrachtete meine Landkarte. Vom Teufelsmoor hatte ich schon gehört. Ich erinnerte mich an ein schönes Bild mit braunem Moor und einem Graben darin, Birken und arbeitenden Frauen mit wehenden Kopftüchern. Ob man uns dorthin brachte, um das Moor zu kultivieren? Ich sprach das aus. Wir beschlossen, an der nächsten Haltestelle auszusteigen, um doch irgendwie nach Hameln zu gelangen. Doch der Zug hielt nicht. Er brauste nur so dahin. Wir lasen die Stationsnamen Buchholz und Harsefeld. Es war immer dunkler geworden. Schließlich weinten wir alle und bereuten, nicht in dem freundlichen Lüneburg geblieben zu sein. Doch endlich rollte der Zug bei Vollmond und Fliegeralarm-Sirenengeheul in einen Bahnhof ein. In großen Lettern sahen wir BREMERVÖRDE geschrieben. Davon hatten wir noch nie gehört. Niemand bemühte sich, uns auszuladen. Irgendwo weit hinten auf einem Gleis stand lange Zeit unser Wagen. Ich versuchte, durch Rufen auf uns aufmerksam zu machen. Schließlich nahte eine Lokomotive und beförderte unseren Wagen auf ein totes Gleis vor dem Bahnhofsgebäude. Dort bemühten sich Helferinnen und Jugendliche um uns. Sie hatten eigentlich einen Säuglingstransport erwartet und unzählige Milchflaschen vorbereitet, von denen sie uns einige gaben. Wir sagten, daß wir von hier aus weiter nach Hameln wollten. Aber man erwiderte uns, wir würden gut auf dem Lande untergebracht werden. Wir entgegneten, daß die Kinder krank seien. Sie hatten unterwegs aus einer Miete gefrorene Möhren gegessen und dadurch fürchterlichen Durchfall bekommen. Die Helferinnen aber meinten, wenn Kinder noch so schreien könnten, seien sie noch ziemlich gesund.

Es standen auch schon Ackerwagen für uns bereit. Auf sie wurden wir alle samt Gepäck verladen, und los ging die Fahrt. Im Mondenschein sah ich lauter kleine Giebelhäuser, was mich holländisch anmutete. Das mag die „Neue Straße“ gewesen sein. Dann hörte ich Wasser rauschen und erfuhr, daß wir einen Fluß, namens Oste, überquerten. In einer allecartigen Straße mit hohen Bäumen sprangen einige der hilfreichen Jugendlichen vom Wagen ab, die dort wohl wohnten. Vor einer erleuchteten Gastwirtschaft hielt dann später der Wagen an. Wir waren an unserem Bestimmungsort angekommen. In dem großen Gasthussaal war ein großes Durcheinander. Mütter suchten ihre Kinder und umgekehrt. Aber alles fand sich wieder, desgleichen das dazugehörige Gepäck. Die leitenden Männer des Dorfes waren alle anwesend. Ein freundlicher Herr in unserer Nähe — es war der Lehrer Brinkmann — schrieb alle Namen der Flüchtlinge auf, um die Unterbringung zu regeln. Er fragte Gretel, woher sie denn käme? Sie antwortete ihm, sie käme aus Memel und hätte zwei kleine Kinder. Er sah sie mitleidig an und meinte, sie käme ihm vor wie die Königin Luise, die wäre doch damals mit ihren Kindern vor Napoleon die Kurische Nehrung entlang nach Memel geflüchtet. — Königin Luise hat übrigens ganz in der Nähe der Wohnung meiner Schwester in Memel übernachtet. — Nun solle meine Schwester bei ihm im Lehrerhause wohnen. Er fragte, wer denn noch zu ihr gehöre? Die Mutter mit ihrer jüngsten Tochter könnte auch noch zu ihm kommen. Die andere Tochter mit den drei kleinen Kindern sollte zum Nachbarn, dem Bauern Jürgen Busch. Nach dieser Entscheidung nahmen die jugendlichen Helfer unsere Gepäckstücke und gingen mit uns durch das nächtliche Dorf, die mondbeschienene Dorfstraße entlang, bis zu den genannten Häusern. Die liebenswürdige Frau Brinkmann empfing uns mit offener Freundlichkeit. Ihre beiden Töchter, Gertrud und Elfriede, etwa im Konfirmandenalter, beide mit schönen Schürzen umgetan, waren auch noch auf. Wir wurden mit Bratkartoffeln und Milchsuppe bewirtet. Es schmeckte alles köstlich. Immer wieder nötigte uns Frau Brinkmann: „Nehmen Sie doch was hin!“ Aber wir konnten kaum etwas essen und waren nur unendlich müde. Als wir uns dann endlich ausstreckten, hatten wir noch nächtelang das Ruckeln des fahrenden Zuges im Körper.

Der nächste Morgen war ein strahlend sonniger Sonntag, der 4. März 1945. Meine Mutter war schon vor mir aufgestanden und unterhielt sich draußen mit dem Nachbarn gegenüber, dem Bauern Johann Tiedemann. Ich sah ganz nahe den Wald liegen und freute mich darüber. Es war die „Ohe“. Ich fragte nach dem Namen des Ortes. Er hieß Elm. Das klang weich und schön. Ich war froh, daß unsere Flucht zu Ende war.

Danach gab es eine „Zugssperre“. Wir waren gezwungen, hier zu bleiben. Meine Liebe zur Natur und zum Landleben erleichterte mir das Einleben trotz aller Entbehrungen. Mit großer Wehmut dachte ich oft an unsere liebe Heimat mit all den schönen Bauten der Backsteingotik aus der Ordenszeit, an die idyllische Stadt an der Nogat, mit all den Laubenhäusern am Markt, den alten Stadttoren und an das fruchtbare reiche schöne Land, in dem unsere Vorfahren jahrhundertlang gewirkt hatten. Besonders dachte ich an unsere einmalig schöne Marienburg, dem Hochmeistersitz des Deutschen Ritterordens, der das Land einst kultivierte. Auf unseren weiten Spaziergängen hier in Elm zeigte meine Mutter dann tröstend auf die weithin sichtbare schöne alte Elmer Windmühle und sagte zu mir: „Das ist jetzt hier unsere Marienburg.“ Bei ihren Besitzern, der Familie Schulken, fanden wir später freundliche Aufnahme. Auch meine Ziehharmonika vermißte ich zum Spielen in den Abendstunden schmerzlich. Ein freundlicher Bauer, namens Hermann Bardenhagen, lieb mir sein Instrument von Zeit zu Zeit immer wieder. Ich habe dadurch begriffen, daß Heimat nicht nur ein Land ist, sondern vor allem auch die Menschen dazugehören. Und ich bin dankbar, daß ich hier viele liebenswerte Menschen gefunden habe und nicht fremd in meiner Heimat unter Menschen fremder Zunge leben muß, wo heute statt des früheren Wohlstandes Not und Armut herrschen.

Bremervörde-Elm, am 8. November 1986



*Die Holländer-Windmühle
in Bremervörde-Elm,
restauriert 1981/82*

Die Flüchtlingssituation im Landkreis Bremervörde

von Friedrich Zimmermann, Bremervörde

In der ersten Zeit sind die aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen als Flüchtlinge bezeichnet worden. Selbst der Gesetzgeber gebrauchte 1949 noch diesen unzutreffenden Begriff. Das Lastenausgleichsgesetz, 1952 erlassen, sprach dagegen nur noch von Vertriebenen.

Wenn ich im folgenden die Flüchtlingssituation im Landkreis Bremervörde anspreche, dann denke ich weit zurück. Der Verwaltungsbericht des Landkreises Bremervörde für die Jahre von 1933 bis 1950 gab mir die Möglichkeit, gesicherte Angaben zu machen. Das Flüchtlingsproblem – wie es sich seinerzeit in dem heute nicht mehr bestehenden Landkreis darstellte – dürfen unsere Stuhmer Landsleute hier oder anderswo in gleicher Weise erfahren haben.

Zu den unheilvollsten Auswirkungen des verlorenen Krieges gehört das tragische Schicksal der Millionen von Heimatvertriebenen, die auch in den Landkreis Bremervörde zu Tausenden hereinströmten, um hier eine neue Heimat zu finden. Im Februar 1945 trafen die ersten geschlossenen Flüchtlingstransporte aus dem Osten mit der Eisenbahn und Pferdetrucks hier ein. Diese Flüchtlinge bedurften der Hilfe. Der Landkreis stellte sich dieser Aufgabe und richtete bereits 1945 inoffiziell eine Stelle zur Flüchtlingsbetreuung ein. 1946 wurde diese Dienststelle durch das Gesetz für die Flüchtlingsbetreuung legalisiert. Ihre Aufgabe war es, Spannungen zwischen den Alteingesessenen und den Neuhinzugekommenen auszugleichen. Weiter galt es, die Flüchtlinge mit den dringendsten Bedarfsgütern zu versorgen. Die Zuweisung von Wohnraum war eine der vordringlichsten und sofort zu erledigenden Aufgaben.

Der Landkreis Bremervörde hatte zu Beginn des Jahres 1945 46 000 Einwohner und am Ende des gleichen Jahres 75 000. Die Volkszählung vom 13.9.1950 wies 81 246 Einwohner aus, davon waren 33 883 Personen Flüchtlinge. Der Bevölkerungsanteil der Vertriebenen betrug zu diesem Zeitpunkt 41,7 v.H. Vergleichbare Einwohnerzahlen, bezogen auf den Zeitpunkt der Auflösung des Landkreises Bremervörde, den 1. August 1977, können nicht genannt werden. Die Einwohnerzahlen nach Vertriebenen und Nichtvertriebenen sind nämlich nicht fortgeschrieben worden.

Die sprunghafte Zunahme der Bevölkerung infolge der Flucht und Vertreibung brachte besondere Probleme mit sich. Da war das Zusammenleben auf engstem Raum und das Fehlen von Arbeitsplätzen. So konnte sich die wirtschaftliche Lage der Flüchtlinge nur langsam verbessern. Die Welle der Arbeitslosigkeit ergriff die Vertriebenen weit stärker als die Einheimischen. Nach dem Stand vom 31. Dezember 1950 waren im Landkreis Bremervörde 5 300 Personen arbeitslos gemeldet. Die Vertriebenen waren hieran mit etwa 80 v.H. beteiligt. Sie gehörten überwiegend den Berufsgruppen der Landwirtschaft und des Baugewerbes an. Obgleich in der Landwirtschaft ein akuter Mangel an Arbeitskräften bestand, konnten die Vertriebenen hier nur im begrenzten Umfang Arbeit finden, weil der Verdienst einfach zu gering war. So ist mir bekannt, daß im Nachbarkreis, wenige Kilometer von Bremervörde entfernt, der Familienvater einer 4köpfigen Familie neben freier Kost und Wohnung nur einen Barlohn von monatlich 30,- DM erhielt.

Der Landkreis Bremervörde gehörte zu den mit Flüchtlingen überbelegten Gebieten. Von 1949 bis 1950 wurden 884 Vertriebene in Sonderaktionen in andere Bundesländer umgesiedelt. Diese Aktionen wurden fortgeführt. Ein fühlbare Entlastung bei der Wiedereingliederung der hiergebliebenen Vertriebenen trat dadurch nicht ein.

Die Währungsreform wirkte sich in besonderer Weise auf die wirtschaftliche Situation der Flüchtlinge aus. Landwirte, die mit Pferd und Wagen gekommen waren und hier im Kreis ein bescheidenes Fuhrunternehmen begründet hatten, verloren mit dem Tage der Währungsumstellung ihre Existenzgrundlage. Dadurch wurden sie gezwungen, ihre letzte wertbeständige Habe zu verkaufen. Andere Flüchtlinge, die kleine oder mittlere Wirtschaftsbetriebe gegründet hatten, mußten diese Betriebe wegen mangelnden Eigenkapitals gleichfalls aufgeben. Darlehen waren bei der allgemein herrschenden Kreditknappheit für sie nicht zu erhalten.

Die Flüchtlinge waren ohne ihr Verschulden in wirtschaftliche Not geraten. Diese sozialen Notstände konnten durch die Leistungen nach dem Soforthilfegesetz vom 8. August 1949 nur gemildert werden. Eine der Leistungen nach diesem Gesetz war eine Hilfe zur Selbsthilfe, und zwar die Aufbauhilfe (Darlehen). Sie konnte zum Aufbau einer Existenzgrundlage oder für die Umschulung eines Geschädigten sowie zur Schaffung von Wohnraum gegeben werden. Aufbauhilfen zum Existenzaufbau sind bis Ende 1950 an 120 Geschädigte mit einem Gesamtbetrag von 354 900,- DM gewährt worden, im Einzelfall durchschnittlich etwa 3 000,- DM.

Aufbauhilfen zur Schaffung von Wohnraum konnten frühestens ab März 1950 gewährt werden, und zwar höchstens mit 1 000,- DM für eine Mietwohnung und mit 2 000,- DM für ein Eigenheim oder eine Kleinsiedlung für Flüchtlinge. In welchem Umfang im Jahre 1950 noch Aufbauhilfen dieser Art vergeben wurden, kann nicht gesagt werden. Der angesprochene Verwaltungsbericht sagt hierüber nichts aus.

Das am 10. August 1949 erlassene Gesetz zur Förderung der Eingliederung von Heimatvertriebenen in die Landwirtschaft (Flüchtlingssiedlungsgesetz) diente der Selbsthaftmachung der vertriebenen Landwirte. Zur Übernahme von landwirtschaftlichen Grundstücken konnten – im Rahmen der verfügbaren Mittel – zinslose Darlehen von 500,- DM je ha gewährt werden, jedoch im Einzelfall nicht mehr als 5 000,- DM. Dem Landkreis oblag hierbei die Aufgabe, die Geschädigteneigenschaft der Antragsteller zu prüfen und sie dem zuständigen Landeskulturamt zu bestätigen. Derartige Bescheinigungen sind seinerzeit im großen Umfang erteilt worden.

Für die vertriebenen Handwerker, Kleingewerbetreibenden und Angehörigen der freien Berufe konnten Flüchtlingskredite von 5 000,- DM bis höchstens 20 000,- DM aus Mitteln des Arbeitsbeschaffungsprogramms der Bundesregierung gewährt werden. Dem Kreiskreditschuß standen bis Ende 1950 zur Darlehensvergabe 150 000,- DM hierfür zur Verfügung.

Die seinerzeitigen Leistungen nach dem Soforthilfegesetz, 1 640 000,- DM Hausrathilfe und 24 754,- DM Ausbildungshilfe sowie auch die Unterhaltshilfe, und die angesprochenen Darlehensvergaben belebten zugleich direkt oder indirekt die einheimische Wirtschaft.

Die Vertriebenen, damals als Flüchtlinge bezeichnet, standen bei der Einführung der demokratischen Verwaltungsreform nicht im Abseits. Sie stellten sich zur Wahl und fanden sofort Sitz und Stimme in den Gemeinderäten des Landkreises Bremervörde. Nach der ersten Gemeindewahl vom 15. September 1945, angeordnet von der Militärregierung,

waren von 794 Ratsmitgliedern 64 Flüchtlinge (= 8 v.H.). 1948, nach der Gemeindevahl vom 28. November, erhöhte sich die Anzahl der Vertriebenen, die in den hiesigen Gemeinderäten als Ratsmitglieder vertreten waren, auf 202 (= 23,7 v.H.).

Die Flüchtlingssituation im Landkreis Bremervörde ist bewußt nur auf die ersten Jahre nach der Vertreibung angesprochen worden. So blieb das Lastenausgleichsgesetz vom 14. August 1952 unerwähnt. Die Lastenausgleichszahlungen an die Geschädigten, die von 1949 bis 1975 im Landkreis Bremervörde wohnten, sollen aber nicht verschwiegen werden, sie betragen:

73 600 000,-	DM Kriegsschadenrente in den Formen der Unterhaltshilfe und der Entschädigungsrente
23 400 000,-	DM Aufbaudarlehen für den Wohnungsbau und für die Existenzgründung
20 600 000,-	DM Hauptentschädigung für Vermögensverluste
11 200 000,-	DM Hausratsentschädigung
2 400 000,-	DM Ausbildungshilfe
1 700 000,-	DM Kriegsgefangenenentschädigung
1 600 000,-	DM Währungsausgleichszahlungen für verlorene Sparguthaben
134 500 000,-	DM Gesamtzahlungen

Zur Abgeltung von Schäden und Verlusten sind diese Zahlungen geleistet worden. Ein Verzicht auf das in der Heimat zurückgelassene Vermögen ist mit der Gewährung und der Annahme dieser Leistungen nie verbunden gewesen.

Streiflichter aus dem Flüchtlingsleben

von Irmgard Prill, Bremervörde-Elm

In einem Zeitungsartikel des Tierschutzvereins las ich vor einiger Zeit, was ein Haustier zum Leben benötigt, nämlich Unterkunft und Nahrung. Beides fehlte uns nach der Flucht. Hinzu kamen die Sorgen um Brennung, Kleidung und Arbeit. Dieses zu beschaffen, war für die großen Flüchtlingsströme aus Ostdeutschland und für die einheimischen Behörden nicht leicht.

Mit der Menge der Flüchtlinge wuchsen alle diese Probleme. Bei der Ankunft von großen Flüchtlingsgruppen aus Ost- und Westpreußen mit Güterzügen im März 1945 gab es hier bereits vereinzelt Flüchtlinge aus den östlichen Nachbarstaaten, wie Litauen-Deutsche. Bald darnach trafen Pommern-Flüchtlinge ein. Es folgten Treck-Flüchtlinge, darunter viele Bessarabien-Deutsche. Die Schlesier wurden größtenteils von den Polen später vertrieben und kamen hier ganz besonders mittellos an – manche Frauen, nur mit einer Küchenschürze umgebunden, weg vom heimischen Herd. Da der Krieg dort vor allem auf Berlin zielte, waren damals die meisten Schlesier in ihrer, zum großen Teil unzerstörten, Heimat geblieben. Aus allen übrigen Ostprovinzen, so auch aus dem Sudetenland und aus den Flüchtlingslagern in Dänemark – der dorthin über die Ostsee Geflüchteten –, folgten später weitere Vertriebene. Sie alle quetschten sich mit hinein in die schon engen Notunterkünfte; das waren kleine Stuben, oft in kalter, feuchter, sonnenarmer Nordecke eines Hauses, auch im Dach- oder Kellergeschoß, dann die sogenannten „Behelfsheime“, ein bis zwei Barackenräume für kinderreiche Familien.

„Brennhexen“ zum Kochen und Heizen und einfache eiserne Öfen, deren Rohre durch die Wand oder durchs Fenster ins Freie geführt wurden, waren Wärmequellen. Als Brennmaterial dienten gesammeltes Holz aus den Wäldern und selbstgestochener Torf. Bei einer Witwe mit fünf Kindern mußten die zwei ältesten von ihnen, wohl 13, 14 Jahre alt, diese ungewohnte Arbeit im Moor ausführen. Sie trugen die gestochenen, nassen, schweren Torfsoden in ihrer Schürze zum Trocknen fort, da sie keine Karre geliehen bekommen konnten. Für diese schwere Arbeit war Maisbrot mit Rhabarberkompott die mitgenommene Verpflegung.

Bezüglich des Essens waren diejenigen Flüchtlinge besser dran, die bei den Bauern für Unterkunft und Verpflegung arbeiteten bei nur geringem Lohn. Durch den hiesigen Kartoffelanbau und die Weidewirtschaft waren die beiden Grundnahrungsmittel, Milch und Kartoffeln, immerhin vorhanden. Ein Berliner machte damals die Bemerkung: „Det is hier dat Land der Bratkartoffeln!“ Auch wurde Kartoffelstärke selbst hergestellt, Zuckerrübensirup gekocht, und ständig hing ein Beutel mit Quark zum Abtropfen am Fensterkreuz. Eine ganz kleine Hilfe waren gelegentliche Care-Pakete aus den USA, teilweise durch die Kirche verteilt.

Das nächste Problem war die Bekleidung. Es gab einige Kleidungsstücke aus Sammlungen, aber das war nicht allzuviel. Eine Westpreußin hier nähte lauter schmale Fallschirmbänder nebeneinander, färbte das gewonnene Stück Stoff und nähte sich ein hübsches Kleid daraus. Ein Mädchen aus Niklaskirchen, Kreis Stuhm, schnitt die nicht mehr stopfbaren Füßlinge der Strümpfe ab, nähte, wie bei Gamaschen, ein Band unten an die Strumpflängen unter die Füße und zog Wollsocken darüber. Bei einem stark vermoderten hellblauen USA-Spendenkleid zog ich aus den Nahtstreifen Fäden heraus und reparierte mit wahrer Kunststopferei in endloser Arbeit die unzähligen kleinen Löcher. Die Mutter einer kinderreichen Maler-Familie aus Elbing sammelte jedes noch so kleine Stückchen Stoff, das sie irgendwo draußen fand, wusch und bügelte es und bewahrte die Flicker in einem Karton unter dem Sofa für Reparaturzwecke auf. Auch gehäkelt, gestrickt und gesponnen wurde aus jeglichem Material, so aus alten Bindfäden, Fallschirmseide und aus zu Streifen geschnittenen alten Strümpfen.

Die Arbeitsämter waren dem Ansturm der Arbeitssuchenden in allen Branchen kaum gewachsen. Außer in der Landwirtschaft gab es einige Arbeitsmöglichkeiten bei den Dienststellen der britischen Besatzungsmacht und später in der benachbarten Bremerhavener Fischindustrie. Auch einige, meist kleine Geschäftsbetriebe hatten eine geringe Anzahl an Arbeitsplätzen. Neuanfänge auf dem Lande, wie bei unserem ostpreußischen Zahnarzt, waren nur mit völlig veralteten, geliehenen Geräten und schlechtem Material in unzureichenden Räumen möglich – und wären ein eigenes Kapitel.

Eine große Initiative entwickelte mein späterer Schwager, ein Königsberger Jurist, zusammen mit einem schlesischen Kaufmann und einem Ingenieur aus dem Sudetenland beim Aufbau einer Existenz, die zugleich auch für viele Ostdeutsche der Umgebung von Bedeutung war. Zuerst meinten diese Drei, man könnte den hier in den Wäldern vorhandenen Rohstoff Holz zu Knöpfen verarbeiten. Aber diesen Gedanken ließen sie wieder fallen, weil ja soviele Knöpfe doch nicht gebraucht würden. Da es in den alten Bauernhäusern noch viele alte unbenutzte Webstühle gab – oft entzwei und völlig verschmutzt –, säuberten sie alle Teile und setzten sie nach einem Fachbuch wieder zusammen. In mühsamer Arbeit renovierten sie völlig unzulängliche Räume dafür. Als Kettfäden wurde Fallschirmseide aus Hesedorf verwendet; zusammengewebt mit Streifen aus alten Textilien der einheimischen Bevölkerung, ergaben sich die schönsten Allgäuer Läufer und Teppiche. Von weiteren Mitarbeitern mußte das Material dafür vorbereitet, nach dem Weben die Teppichfransen geknüpft oder die Kanten mit Fallschirmband genäht werden.

In Heimarbeit wurden aus Fallschirmbändern Schürzen und aus alten Stoffen Hausschuhe angefertigt. Und das alles mußte durch Bürokräfte verwaltet und durch weitere Mitarbeiter verkauft werden. Bald waren die „Elmer Webwaren“ weit und breit bekannt und begehrt. Doch konnten solche Betriebe die Währungsreform 1948 nicht überstehen. Deshalb ließen sich später viele Mitarbeiter zwecks Arbeit in das Industriegebiet Nordrhein-Westfalen umsiedeln.

Wir hatten damals durch Flucht und Vertreibung das vertraute Milieu unserer Heimat mit allem Besitz verloren — die neue Umgebung und die plattdeutsche Sprache waren uns fremd —, aber der Kontakt untereinander hat uns gestärkt. Es wurde oft gesungen und mit viel Phantasie manches kleine Fest gefeiert. Unser wertvollstes Flüchtlingsgut waren intakte, gesunde Familien, unser Glaube, unsere Kenntnisse und Fähigkeiten, zusammen mit viel Einfallsreichtum und Fleiß, womit wir größte Entbehrungen meisterten.

Im Einsatz für Vertriebene: Ein Interview

Aus Anlaß der „30jährigen Patenschaft zwischen dem Heimatkreis Stuhm und den Kreisen Bremervörde und Rotenburg“ interviewte der ehemalige Patenschaftsbetreuer Friedrich Baden den Kreisvorsitzenden und Ortsvorsitzenden des Bundes der Vertriebenen (BdV) Friedrich Rokosch in Bremervörde.

B.: *Herr Rokosch, Sie sind seit 1948 Funktionsträger in den verschiedenen Organisationen der Heimatvertriebenen und Spätheimkehrer. Sie sind langjähriger Verbindungsmann vom BdV-Bremervörde zum Heimatkreis Stuhm. Wie stellt sich aus Ihrer Sicht die Patenschaft in der ehemaligen Kreisstadt Bremervörde dar?*

R.: Im Frühjahr 1956 war auch die Kreis-Delegiertentagung des Bundes der Vertriebenen (BdV) unter der Leitung des Kreisvorsitzenden Rust aus Tarmstedt mit der Patenschaftsübernahme eines ostdeutschen Kreises durch den Landkreis Bremervörde befaßt. Aus fünf Vorschlägen entschied man sich für den Heimatkreis Stuhm. Nach der feierlichen Patenschaftsübernahme durch den Landkreis Bremervörde fanden alle zwei Jahre Heimatkreistreffen in Bremervörde statt. Da das Übernachtungsgewerbe nicht in der Lage war, alle auswärtigen Gäste unterzubringen, hat der BdV-Ortsverband private Unterkünfte bereitgestellt und sich auch an den Veranstaltungen der Patenschaftstreffen beteiligt. Der BdV-Chor wirkte dabei aktiv mit. So hat sich ein sehr gutes Verhältnis zwischen den Stuhmer Landsleuten und den Vertriebenen hier, aber auch mit den hiesigen Behörden und „Alt-Bremervördern“ entwickelt. Die Stuhmer Stuben, heute das Stuhmer Museum, mit ihren umfangreichen Exponaten werden auch von Schulen und Besuchergruppen aufgesucht. Sie stellen eine eindrucksvolle Heimstatt des Patenkindes dar.

B.: *Nach Kriegsende herrschte große Not, besonders unter den Flüchtlingen, wie die Heimatvertriebenen damals genannt wurden. Von 1945 bis 1948, dem Jahr der Währungsreform, war die Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungsnot am größten. Vor allem bewegten die Gedanken an den Verlust der Heimat und an den Tod von Angehörigen die Menschen aus dem Osten sehr stark.*

Herr Rokosch, Sie waren Spätheimkehrer und konnten nicht in Ihre Heimatstadt Osterode/Ostpreußen zurück. Wie stellte sich Ihnen die Flüchtlingsnot im Jahre 1948 dar?

R.: Wenn man nach fünf Jahren Krieg, einigen Verwundungen und drei Jahren Kriegsgefangenschaft krank in eine völlig fremde Gegend entlassen wird, kann man aus solcher Perspektive nur äußerst subjektive Eindrücke und Urteile wiedergeben. Schreckliche Erlebnisse, Diskriminierungen und Verlust von Angehörigen und Freunden haben das Wesen nachhaltig beeinflußt. Es war ein wunderbares Gefühl, wieder in Deutschland zu sein, und ich war glücklich, meine Frau, die vor der Flucht noch im Kriegseinsatz war, und einige liebe Menschen wiederzufinden. Alles andere war zweitrangig. Arbeitsmöglichkeiten hat es kaum gegeben. Bevorzugt wurde eine Tätigkeit auf dem Bauernhof, um dort für das Essen zu arbeiten. Eine schwere seelische Belastung war besonders für ältere Menschen die Gewißheit, nicht mehr in die alte Heimat zurückkehren zu können und von einst Besitzenden zu Bedürftigen herabgestuft zu werden und anderen lästig zu fallen.

B.: *Erste gesetzliche Regelung zur Wohnungsnot war das Kontrollratsgesetz Nr. 18 (Wohnungsgesetz) der Alliierten im Jahre 1945. Nach Bildung des Landes Niedersachsen im Jahre 1947 wurde das organisatorische Grundgesetz zur Flüchtlingsbetreuung am 11. Juni 1947 verabschiedet. Den Kreisen und Gemeinden wurden folgende Aufgaben zur Erfüllung nach Anweisung übertragen:*

1. Aufnahme und Verteilung der Betreuten
2. Zuweisung von Wohnraum
3. Versorgung der erforderlichen Wirtschaftsgüter zur Vermeidung eines Notstandes

R.: Mit diesem Gesetz über die Flüchtlingsbetreuung wurden auch von den Gemeinden und Kreisen Flüchtlingsbetreuer eingesetzt und mit der Aufgabe betraut, die Vertriebenen und Flüchtlinge in allen ihren Existenzsorgen zu beraten und bei Verhandlungen mit Behörden und Dienststellen behilflich zu sein.

Ein besonderer Schwerpunkt und problematisch war die Wohnraumbeschaffung, da ca. 40% der Einwohner im Kreise Bremervörde Flüchtlinge waren. Es gab eine Wohnraumbewirtschaftung. In einigen Fällen mußte die Polizei bei Zwangseinweisungen eingesetzt werden. Ein Ehepaar schätzte sich glücklich, einen Wohnraum mit 8 qm, mit einem kleinen Kanonenofen als Kochstelle, zu besitzen. Kisten dienten als Stühle, Tische und Universalschränke.

B.: *Dieser problematischen Wohnungswirtschaft wegen gab es doch auch aufgrund staatlicher Regelung bei den Landkreisen Schlichtungsstellen für Wohnungssachen?*

R.: Ja, wenn Menschen aus unterschiedlichen sozialen Verhältnissen, mit verschiedenem Wesen und aus einer völlig anderen Landschaft zwangsläufig auf engem Raum zusammenleben müssen, können Spannungen nicht ausbleiben. Verhandlungen vor der Schlichtungsstelle waren aber nicht die Regel.

B.: *1949 und 1952 traten weitere Gesetze in Kraft.*

R.: Im Jahre 1949 trat das Soforthilfegesetz in Kraft, das der schnellen Beseitigung besonderer Notlagen, der Eingliederung und Mindestversorgung der alten und erwerbsunfähigen Vertriebenen und Kriegssachgeschädigten dienen sollte.

1952 wurde das Lastenausgleichsgesetz (LAG) verabschiedet. Es sollte die materiellen Kriegsschäden, Kriegsfolgeschäden und Nachkriegsschäden regeln.

B.: *Nach diesen Gesetzen waren auch Ausschüsse gebildet worden, die die Arbeit der Verwaltungen unterstützen sollten.*

R.: Ich selbst bin seit vielen Jahren im Ausgleichsausschuß nach dem Lastenausgleichsgesetz beim Landkreis, dem Feststellungsausschuß nach dem Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz beim Landkreis und beim Beschwerdeausschuß für Lastenausgleichssachen bei der Bezirksregierung in Hannover tätig.

B.: *Wie wirkten sich die Lastenausgleichsgesetze aus?*

R.: Es liegen Zahlen bis zum Ende des Jahres 1978 aus dem Landkreis vor. 310,4 Millionen Mark sind in den hiesigen Raum geflossen.

Die Darlehen wurden vor allem zur Förderung des Wohnungsbaues, zur Eingliederung in die Landwirtschaft und Neugründung oder Sicherung gewerblicher oder freiberuflicher Vorhaben gewährt. Mit den Ausgleichszahlungen wurde die Wirtschaftskraft im Kreisgebiet wesentlich gestärkt, doch konnten diese Leistungen den Betroffenen nicht das verlorene Hab und Gut ersetzen; die verlorene Heimat schon gar nicht.

B.: *Die offizielle Flüchtlingsbetreuung wurde 1952 eingestellt.*

R.: Daraufhin hat der Bund der Vertriebenen in den einzelnen Orten Mitglieder für diese Aufgaben eingesetzt. Eine zentrale Betreuung aller Mitglieder ist durch die Kreisgeschäftsstelle gesichert. Das Kreisgeschäftszimmer befindet sich im Alten Kreishaus Bremervörde.

B.: *Eine wesentliche Betreuung findet durch die Flüchtlingsorganisationen statt. Schon 1948 regelte ein niedersächsischer Erlass, daß die Ziele und Zwecke der Flüchtlingsvereine auf soziale und kulturelle Angelegenheiten beschränkt bleiben sollten.*

R.: Die Vertriebenen-Organisationen sind überparteilich und überkonfessionell. Aufgabe ist nunmehr, nach Überwindung der materiellen Sorgen, das ostdeutsche Kulturgut zu erhalten und zu pflegen, und als Erlebnisgeneration unseren Nachkommen die Geschichte in allen ihren Höhen und Tiefen und ihren Zusammenhängen zu vermitteln, zumal darüber in den Massenmedien zum Teil unqualifizierte Informationen veröffentlicht werden.

Wir bemühen uns um gute Beziehungen auch zu den Polen und Ukrainern, die jetzt auf unseren Höfen und in unseren Häusern wohnen, ebenso zu ehemaligen Kriegsgefangenen, mit denen wir auf internationaler Ebene zusammengeschlossen sind und uns gemeinsam für ein freies und geeintes Europa einsetzen.

B.: *Der Bund für Vertriebene war auch im Jahre 1986 wieder sehr aktiv!*

R.: Ja, der Ortsverband Bremervörde hat 26 Veranstaltungen mit rund 2100 Personen durchgeführt. Die Frauengruppe führte weitere 9 Veranstaltungen durch. Aus den zahlreichen Veranstaltungen ragt der „Tag der Heimat“ besonders hervor, der in Bremervörde jährlich mit einem großen Festakt gefeiert wird.

Heimat ist nicht nur ein konkreter Begriff, sondern auch eine Fülle von Erlebnissen und Erinnerungen!

Kreisgemeinschaft: Eine Hilfe — lebendiges Erbe: Ein Auftrag

Der Heimatkreis Stuhm und seine Patenschaft

von Gottfried Lickfett, Stuhmsdorf

Der Heimatkreis Stuhm ist die Vereinigung aller aus dem Kreis Stuhm/Westpreußen stammenden Landsleute und ihrer Abkommen sowie ihnen gleichstehender Personen.

Er hat die Aufgaben,

- für das Recht auf die angestammte Heimat und das Selbstbestimmungsrecht einzutreten,
- alle vorbezeichneten Personen zu erfassen,
- das Heimatbewußtsein der Landsleute zu pflegen,
- das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Landsleuten wachzuhalten,
- die Pflege des heimatlichen Kulturgutes zu fördern,
- die Stuhmer Jugend in die Heimataufgaben einzuführen,
- alle Landsleute zur Erlangung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Eingliederung zu unterstützen und sie staats- und völkerrechtlich — unbeschadet der hierfür bestehenden Verpflichtung öffentlich-rechtlicher Organe — zu vertreten und
- die Verbindung zum Patenkreis aufrechtzuerhalten und zu pflegen.

Der Heimatkreis führt das vom Kreistage des Kreises Stuhm am 23. März 1929 beschlossene und am 27. September 1929 vom Preußischen Staatsministerium genehmigte Wappen für den Kreis Stuhm in der vom Kreisausschuß des Kreises Stuhm als Dienstsiegel geführten Ausführung.

Der Heimatkreis Stuhm ist Mitglied der Landsmannschaft Westpreußen. Der Tätigkeitsbereich des Heimatkreises ist räumlich nicht begrenzt. Der Sitz der Vereinigung ist Bremervörde, im Patenkreis Rotenburg (Wümme).

Die Mitgliederversammlung bei den Heimatkreistreffen ist die Vertretung dieser Vereinigung. Das ausführende Organ der Vereinigung ist der Heimatkreisausschuß. Er besteht aus dem Heimatkreisvertreter als Vorsitzenden, seinem Stellvertreter und fünf weiteren Mitgliedern.

Der Heimatkreisausschuß kann bei vorzeitigem Ausscheiden eines Mitgliedes einen Ersatzmann für die Zeit bis zur Neuwahl und für einzelne Aufgabengebiete besondere Referenten oder Ausschüsse bestellen.

Zur Geschichte des Heimatkreises Stuhm

Unser erster Heimatkreisvertreter, Landsmann Günther von Flottwell-Lautensee, war bereits vor Bildung der Landsmannschaft Westpreußen durch schriftliche Zustimmung gewählt worden, da die Vertretungen der seit 1920 den Regierungsbezirk Westpreußen bildenden Kreise Elbing Stadt und Land, Marienburg, Stuhm, Marienwerder und Rosenberg zunächst im Rahmen der bereits errichteten Landsmannschaft Ostpreußen arbeiteten. Diese Wahl wurde von der Hauptversammlung der Stuhmer Kreisgemeinschaft bei der Gründung der Landsmannschaft Westpreußen am 18./19. Juni 1949 in „Planten

un Blumen" in Hamburg bestätigt, und auch der Anschluß an die Landsmannschaft Westpreußen beschlossen. Dies ist damit auch der Tag der Bildung des Heimatkreises Stuhm.

Das erste eigentliche Heimattreffen unseres Kreises fand noch im gleichen Jahre und zwar am 15./16. Oktober 1949 aus Anlaß der 700 Jahrfeier der Stadt Christburg im Rahmen einer westpreußischen Großkundgebung in Celle statt. 1950 trafen sich die Stuhmer Landsleute am 15./16. Juli im Rahmen der 30jährigen Abstimmungsfeier in Hannover.

Die Heimatkreistreffen 1952 bis 1956 wurden dann jeweils mit den Bundestreffen der Landsmannschaft gemeinsam durchgeführt, und zwar 1952 in Lübeck, 1953 in Hannover, 1954 in Bochum, 1955 in Berlin und 1956 wieder in Hannover.

Die Patenschaft

Nun trat eine glückliche Wende ein, die ein eigenständiges Leben des Heimatkreises Stuhm ermöglichte. Zwischen dem Verband der Landsmannschaften in Bonn und der Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände in Köln wurden am 6. Juli 1953 Richtlinien für die Übernahme von Patenschaften für ostdeutsche Städte und Landkreise ausgearbeitet. Im Februar 1954 empfahl der niedersächsische Landkrestag den Landkreisen, nach diesen Richtlinien zu verfahren. Es erwies sich in der Praxis als nicht einfach, einen geeigneten Patenkreis zu finden.

Am 25. Mai 1956 wandte sich der damalige Heimatkreisvertreter Günther von Flottwell an den Landkreis Bremervörde mit der Bitte, die Patenschaft für den westpreußischen Kreis Stuhm zu übernehmen. Der Hauptgrund für seinen Antrag war die Tatsache, daß zu diesem Zeitpunkt rund 600 Stuhmer im Gebiet des Landkreises Bremervörde lebten. Kreisverwaltung und Kreistag begrüßten den Vorschlag v. Flottwells. Am 9. Juli 1956 beschloß der Kreistag einstimmig, die Patenschaft für den Kreis Stuhm zu übernehmen.

Als dieser Beschluß gefaßt wurde, hatte man noch keine Vorstellung von diesem ostdeutschen Landstrich, der in Zukunft als „Patenkind" betreut werden sollte. Deshalb nahm der Heimatkreisvertreter v. Flottwell am 21. März 1957 als Gast an der Sitzung des Kreistages teil und referierte vor den Kreistagsabgeordneten über unseren Heimatkreis. Außerdem überbrachte er den Dank seiner Landsleute und wies auf den hohen Wert einer solchen Patenschaft hin, die vor allem der jungen Generation unter den Vertriebenen die Verbindung untereinander und zur alten Heimat möglich mache. Er erklärte, daß alle zwei Jahre in Bremervörde ein Treffen der Stuhmer stattfinden werde.

Zu den ersten Aufgaben der Kreisverwaltung gehörte die karteimäßige Erfassung aller im Kreisgebiet ansässigen Stuhmer. Hierbei waren die beiden im Kreis erscheinenden Heimatzeitungen und die Gemeinden behilflich.

Zwischen dem Landkreis Bremervörde und dem Heimatkreisvertreter wurden Einzelheiten, wie die Beschaffung von Wappen, Flaggen, Bereitstellung von Haushaltsmitteln usw. geklärt. Man einigte sich darauf, die feierliche Patenschaftsübernahme, verbunden mit einem Heimatkreistreffen am 22. und 23. Juni 1957, in einer Feierstunde durchzuführen. In einem öffentlichen Aufruf wurde die Bevölkerung um Teilnahme an diesem Festakt und Bereitstellung von Privatquartieren gebeten.

Unter großer Beachtung durch die Öffentlichkeit und mit reger Beteiligung durch die Stuhmer wurde das erste Heimatkreistreffen durchgeführt. In der Feierstunde überreichte Landrat Burfeindt dem Heimatkreisvertreter v. Flottwell die Patenschaftsurkunde, die folgenden Wortlaut hat:

**DER LANDKREIS BREMERVÖRDE
hat durch Beschluß des Kreistages vom
9. JULI 1956**

**die Patenschaft für den Kreis Stuhm,
Westpreußen, übernommen.**

**Durch die Übernahme der Patenschaft
will der Kreis Bremervörde bekunden,
daß der heute unter polnischer Verwal-
tung stehende Kreis Stuhm dennoch ein
Bestandteil des gesamten Deutschland ist
und bleibt.**

**Während der Dauer der Fremdherrschaft
will der Kreis Bremervörde versuchen den
Einwohnern des Kreises Stuhm für ihre
gemeinsamen Interessen und Anliegen
eine Heimstatt zu bieten.**

Die Patenschaftsurkunde
des Landkreises Bremervörde
vom 23.6.1957
mit den Unterschriften von
Landrat Burfeindt und
Oberkreisdirektor Dr. zum Felde

J. Burfeindt

LANDRAT

Dr. zum Felde

OBERKREISDIREKTOR

„Der Landkreis Bremervörde hat durch Beschluß des Kreistages vom 9. Juli 1956 die Patenschaft für den Kreis Stuhm/Westpreußen übernommen. Durch die Übernahme der Patenschaft will der Kreis Bremervörde bekunden, daß der heute unter polnischer Verwaltung stehende Kreis Stuhm dennoch ein Bestandteil des gesamten Deutschlands ist und bleibt. Während der Dauer der Fremdherrschaft will der Kreis Bremervörde versuchen, den Einwohnern des Kreises Stuhm für ihre gemeinsamen Interessen und Anliegen eine Heimstatt zu bieten.“

Nun konnte unter dem Schutz und mit Hilfe unseres Patenkreises eine gedeihliche und kontinuierliche Arbeit für unsere Stuhmer fortgesetzt werden.

Die Heimatkreistreffen in jedem zweiten Jahre — die Bundestreffen der Landsmannschaft Westpreußen fanden in dem Jahr dazwischen statt — wurden jeweils von etwa 500 Stuhmern besucht. Das Wiedersehen mit Verwandten, Freunden und Nachbarn wurde zum freudig erwarteten Ereignis, das die Bande zwischen unseren Landsleuten fester knüpfte.

Eine Heimortskartei wurde aufgestellt, die über rund 3000 Adressen verfügte. Außerdem erhielten die Briefköpfe des Landkreises Bremervörde den Hinweis „Patentreis des Landkreises Stuhm/Westpreußen“.

Zum zehnjährigen Bestehen des Patenschaftsverhältnisses im Jahre 1967 erhielt der Landkreis Bremervörde vom Paten Stuhm ein Bild mit dem Westpreußenkreuz am Dreiländereck in Weißenberg als Geschenk. Das Bild hängt im Gemeinschaftsraum des alten Kreishauses.

Am 30. März 1968 wurden aus dem gleichen Anlaß in einer schlichten, aber würdigen Feierstunde von den Stuhmern dem Landkreis Bremervörde eine Ulme und ein Gedenkstein vor dem Kreishaus als sichtbares Zeichen der Dankbarkeit übergeben. Der Gedenkstein trägt die Inschrift:

*Der Heimatkreis Stuhm-Westpreußen
dem Patenkreis Bremervörde
1968*

Wörtlich sagte der Heimatkreisvertreter Lickfett bei dieser Feierstunde: „Zurückschauend bekennen wir offen und gern, daß die führenden Vertreter des Kreises Bremervörde ihr Versprechen, das sie uns vor zehn Jahren gaben, treu und ehrlich gehalten haben.“

Die harmonische Zusammenarbeit zwischen Patenkreis und Paten erwies sich auch in den folgenden Jahren als dauerhaft und beständig. Durch die Gebietsreform am 1. August 1977 wurden wir Paten des neuen und größeren Landkreises Rotenburg (Wümme).

Auch unter der neuen Patenschaft konnten wir kontinuierlich weiterarbeiten, so manche Vorhaben verwirklichen und im Verbande mit der Landsmannschaft Westpreußen unseren Aufgaben gerecht werden.

Als Herr Dr. zum Felde am 30. April 1985 in den Ruhestand ging, wurde Herr Gerhard Blume sein Nachfolger, der uns aus seiner Tätigkeit als bisheriger Kreisdirektor kannte, und den wir auch aus mannigfachen Begegnungen zu schätzen wissen.

So können wir auch nach dem Meilenstein dieses 30jährigen Jubiläums im alten und gewohnten Rahmen im Dienste für unsere Heimat weiterarbeiten. Wir sind dankbar dafür, die Vertreter des Patenkreises an unserer Seite zu wissen, und wollen alles unternehmen, um uns der mannigfachen Hilfen unseres Patenkreises würdig zu erweisen.

Das Amtssiegel des Kreises Stuhm

Das Wappen des Kreises Stuhm ist am 27. September 1929 durch das preußische Staatsministerium genehmigt worden. Es zeigt den weißen Balken des Vogteiwappens in Rot, der mit drei Tannenzapfen des Waldmeisters zu Bönhof belegt ist. Die Farbe der Tannenzapfen ist in Grün gehalten.

Das Wappen mit der kreisförmigen Umschrift ist Symbol der historisch gewordenen Rechtspersönlichkeit des Kreises. Es wurde im Amtssiegel und Stempel des Kreisausschusses und sonstiger Einrichtungen des Kreises verwendet.

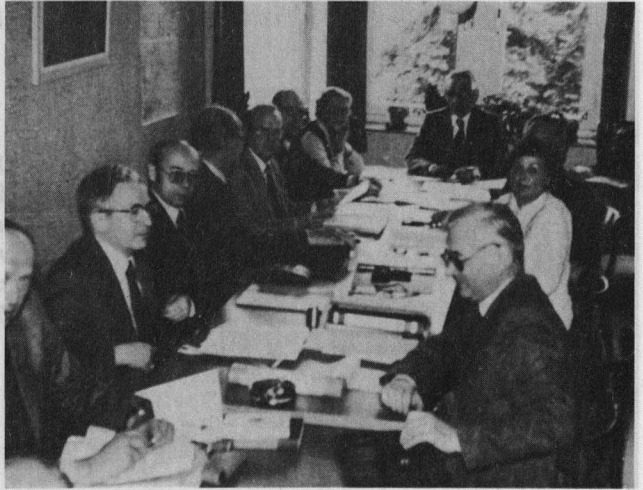
Der Heimatkreis Stuhm wird nun als Nachfolger des Kreises Stuhm einen solchen Stempel führen.



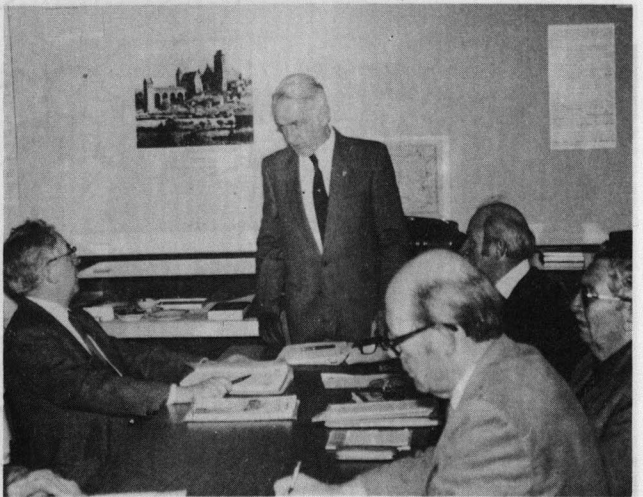
Die Stuhmer in

In diesen Postleitgebieten der
Anschreibenkarten erfaßten 33
gerufen; ihnen bekannte, noch
und alle Änderungen ihrer An-
mitzuteilen, damit wir ihnen v
den Stuhmer Heimatbrief kos

*Letztes entscheidendes Ar-
beitstreffen 1981 in Bad Mün-
der vor Herausgabe des Bild-
bandes „Heimat zwischen
Weichsel, Nogat und Sorge“*



*Der Kreisausschuß Stuhm im
Kreishaus in Bremervörde*



*Kreisausschußsitzung im
Stuhmer Museum
Kreisvertreter G. Lickfett be-
grüßt die Teilnehmer v.l. H.
Kortmann, Fr. Zimmermann,
S. Erasmus, O. Piepkorn, O.
Tetzlaff*



ner schlichten, aber würdigen
 förde eine Ulme und ein Ge-
 Dankbarkeit übergeben. Der

ußen

dieser Feierstunde: „Zurück-
 Vertreter des Kreises Bremer-

*Auf dem Bahnhof in Groß-
 waplitz
 Bahnhofs- und Amtsvorste-
 her Schulz (Mitte) mit seinen
 neun Söhnen und zwei Bahn-
 beamten, im Fenster der
 Großvater Aufn. 1916*



*Zwei Fotos, die jetzt aus Ame-
 rika kamen, wohin der Ma-
 rienburger Baumeister 1939
 auswanderte. Seine Tochter
 schickte jetzt viele wertvolle
 Bilder, auch aus dem Kreis
 Stuhm*

*Arbeiter etwa 1930 beim Bau
 eines Silos in Kalwe*



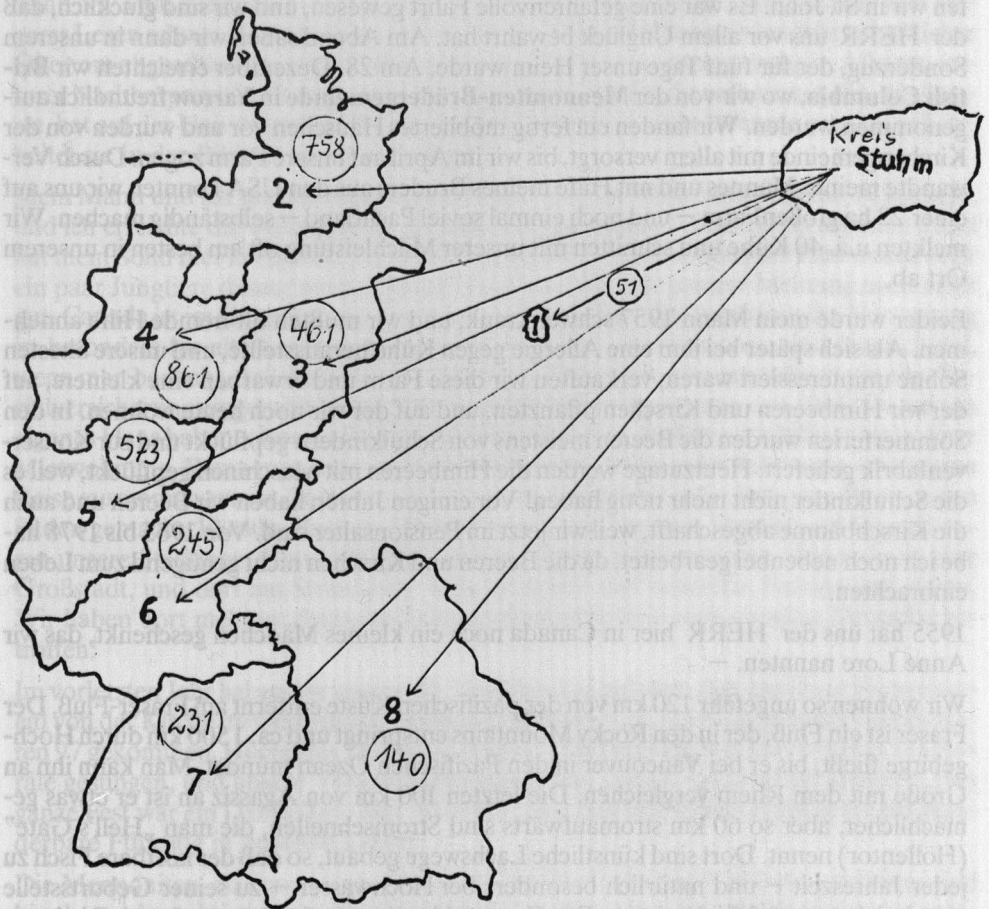
*Die lachenden Gesichter,
 1943/44, lassen nicht ahnen,
 was den Kindern gar bald
 durch Flucht und Vertreibung
 bevorsteht. —*

*Einige Namen der 9- 10jähri-
 gen Schülerinnen der Christ-
 burger Volksschule mit ihrer
 Lehrerin Irmgard Prill: Doro-
 thea Neumann, Ingrid Petri-
 kat, Irmgard Lau, Ingrid
 Boettcher, Brigitte Deutsch-
 mann*

Die Stuhmer in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin

In diesen Postleitgebieten der Bundesrepublik Deutschland leben heute die in unserer Anschriftenkartei erfaßten 3300 Landsleute mit ihren Familien. Alle Stuhmer sind aufgerufen, ihnen bekannte, noch nicht in der Kartei erfaßte, ehemalige Kreiseinwohner und alle Änderungen ihrer Anschriften und Familienverhältnisse unserem Karteiführer mitzuteilen, damit wir ihnen weiterhin und auch den anderen Landsleuten regelmäßig den Stuhmer Heimatbrief kostenlos zusenden können.

Karteiführer: Heinz Richert (Menthen), Stettiner Straße 17, 3170 Gifhorn



Stuhmer in aller Welt — Unser Leben in Canada

von Eleonore Andres geb. Bartels, Schroop

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, einen Bericht über unser Leben in Canada zu schreiben.

Im Dezember 1951 bin ich mit meinem Mann Hans Andres aus Schroop, Kreis Stuhm, und meinen drei Kindern nach Canada ausgewandert. Von 1945 bis 1951 lebten wir im Kreis Lübbecke/Westf. Meine beiden ältesten Kinder sind noch in der alten Heimat geboren. Hans Hermann 1943 in Königsberg und Peter im Januar 1945 in Riesenburg/Westpreußen; er war 17 Tage alt, als wir auf die Flucht gingen. 1951 in Westfalen gesellte sich dann noch ein Bübchen dazu.

Am 7. Dezember 1951 um 18.00 Uhr verließen wir den Bremer Freihafen, am 23. landeten wir in St. John. Es war eine gefahrenvolle Fahrt gewesen, und wir sind glücklich, daß der HERR uns vor allem Unglück bewahrt hat. Am Abend saßen wir dann in unserem Sonderzug, der für fünf Tage unser Heim wurde. Am 28. Dezember erreichten wir **British Columbia**, wo wir von der **Mennoniten-Brüdergemeinde** in **Yarrow** freundlich aufgenommen wurden. Wir fanden ein fertig möbliertes Häuschen vor und wurden von der Kirchengemeinde mit allem versorgt, bis wir im April auf unsere Farm zogen. Durch Verwandte meines Mannes und mit Hilfe meines Bruders aus den USA konnten wir uns auf einer 23 ha großen Farm — und noch einmal soviel Pachtland — selbständig machen. Wir melkten u.a. 40 Kühe und schnitten mit unserer Milchleistung oft am besten in unserem Ort ab.

Leider wurde mein Mann 1957 schwer krank, und wir mußten oft fremde Hilfe annehmen. Als sich später bei ihm eine Allergie gegen Kühe herausstellte, und unsere ältesten Söhne uninteressiert waren, verkauften wir diese Farm und erwarben eine kleinere, auf der wir Himbeeren und Kirschen pflanzten, und auf der wir noch heute wohnen. In den Sommerferien wurden die Beeren meistens von Schulkindern gepflückt und zur Konservenfabrik geliefert. Heutzutage werden die Himbeeren mit Maschinen gepflückt, weil es die Schulkinder nicht mehr nötig haben! Vor einigen Jahren haben wir Beeren und auch die Kirschbäume abgeschafft, weil wir jetzt im Pensionsalter sind. Von 1965 bis 1978 habe ich noch nebenbei gearbeitet, da die Beeren und Kirschen nicht genügend zum Leben einbrachten.

1955 hat uns der HERR hier in Canada noch ein kleines Mädchen geschenkt, das wir Anne Lore nannten. —

Wir wohnen so ungefähr 120 km von der pazifischen Küste entfernt am Fraser-Fluß. Der Fraser ist ein Fluß, der in den Rocky Mountains entspringt und ca. 1 500 km durch Hochgebirge fließt, bis er bei Vancouver in den Pazifischen Ozean mündet. Man kann ihn an Größe mit dem Rhein vergleichen. Die letzten 100 km von Agassiz an ist er etwas gemächlicher, aber so 60 km stromaufwärts sind Stromschnellen, die man „Hell's Gate“ (Höllentor) nennt. Dort sind künstliche Lachswege gebaut, so daß der kostbare Fisch zu jeder Jahreszeit — und natürlich besonders bei Hochwasser — zu seiner Geburtsstelle zum Laichen zurückfinden kann. Das Frasertal ist ein sehr fruchtbares Land. Die landwirtschaftliche Nutzung fängt mit Gemüse-, Beerenanbau und Weidewirtschaft in Agassiz an und zieht sich bis zur Flußmündung hin.

Unsere Provinz ist ja so gebirgig und so groß, daß es noch viele Stellen gibt, wo noch kein Mensch war. Der höchste Berg in British Columbia ist 4016 m hoch, und da kann man nur mit dem Hubschrauber hin, oder man muß ein routinierter Bergsteiger sein. Durch die vielen Niederschläge ist natürlich viel Schnee auf den Bergen. Große Staudämme erzeugen Elektrizität, die zum größten Teil nach USA verkauft wird.

Ein besonderer Wirtschaftszweig ist der Tourismus. Man schätzt so an 20 Millionen Touristen im Jahr. Die Küste von Vancouver bis Alaska ist voll von Fjorden wie in Norwegen. Gebirge, Meer und Seen treffen sich hier in einer vollendeten Harmonie.

Was meine Familie angeht, so kann ich berichten, daß alle vier Kinder etwas geworden sind. Sohn Nr. 1 hat eine Ausbildung bei Mercedes-Benz — teilweise in Stuttgart — gehabt und ist jetzt Kundenberater bei dieser Firma in Vancouver; er ist kinderlos verheiratet. Sohn Nr. 2 hat Philologie (Mathematik und Deutsch) studiert und ist sozusagen Oberstudienrat. (Hier gibt es solche Titel nicht.) Er hat sich in Abendschul- und Sommerstudienprogrammen mit der Computertechnik befaßt und fängt ein Geschäft an, diese zu verkaufen und die entsprechenden Programme für die Kunden zu entwickeln. Da sich die Schulen hier jetzt sehr auf die Computerlehre umstellen, will er sich besonders auf dieses Gebiet einstellen. Er wohnt mit Frau und zwei Kindern hier in Agassiz. Sohn Nr. 3 hat leider als Kind ein Auge verloren und während der Schulzeit fiel ihm längeres Lesen schwer. Trotzdem hat er eine Universitätsausbildung als landwirtschaftlicher Ökonom abgeschlossen und arbeitet als solcher für die Provinzregierung in Alberta, unserer Nachbarprovinz. Er und unsere einzige Tochter sind nicht verheiratet. Sie, die jüngste, hat auf der Universität Geschichte studiert, und da sie nicht Lehrerin werden will, arbeitet sie in der Bibliothek eines Colleges.

Mein Mann und ich sind im sogenannten Pensionsalter. Mein Mann hat die 70 erreicht, und ich erreichte die wichtigen 65 am Ende letzten Jahres. Außer etwas eigenem Land hat mein Sohn hier in Agassiz unser Land gepachtet, wo er im Sommer Heu macht oder ein paar Jungtiere darauf weidet. Unser Staat versorgt uns unserer Meinung nach recht gut. Canada ist im Gegensatz zu den USA ein Sozialstaat. Die medizinische Versorgung ist besonders für alte Leute ausgezeichnet, und auch die Pensionen sind ausreichend, wenn man bedenkt, daß die meisten Leute entweder nichts oder nur teilweise in eine Sozialversicherung eingezahlt haben. Die Sozialversicherung begann erst 1966. Da wir ein eigenes Haus haben, ohne große Hypothekenzahlungen, wohnen wir billiger als in einer Mietwohnung. Wenn man sehr sparsam ist, kann man sich jedes Jahr sogar eine kleine Reise zusammensparen. So haben wir in den letzten Jahren jedes Jahr eine Reise in den Süden gemacht. Florida, Karibik, Deutschland, Gran Canaria, Mexiko und Hawaii waren unsere Stationen. Hawaii ist von uns fünf Flugstunden entfernt. Honolulu ist eine Großstadt, und dort am Strand von Waikiki treffen sich Amerika, Europa und Asien. Wir haben dort mehrere deutsche Reisegesellschaften und auch einzelne Deutsche getroffen.

Im vorletzten Jahr haben wir unsern 40. Hochzeitstag gefeiert, den uns unser Frauenverein von der Kirche im Gemeindesaal ausgerichtet hat. Von 115 eingeladenen Gästen waren 97 gekommen. Höchstens 15 davon konnten kein Deutsch. Wir haben viele alte Chöre gesungen, und unsere Vettern haben ernste und lustige Ansprachen gehalten. Das ganze Fest war ein Dankesfest, den HERRN zu loben und ihm zu danken für die wunderbare Führung in unserem Leben.

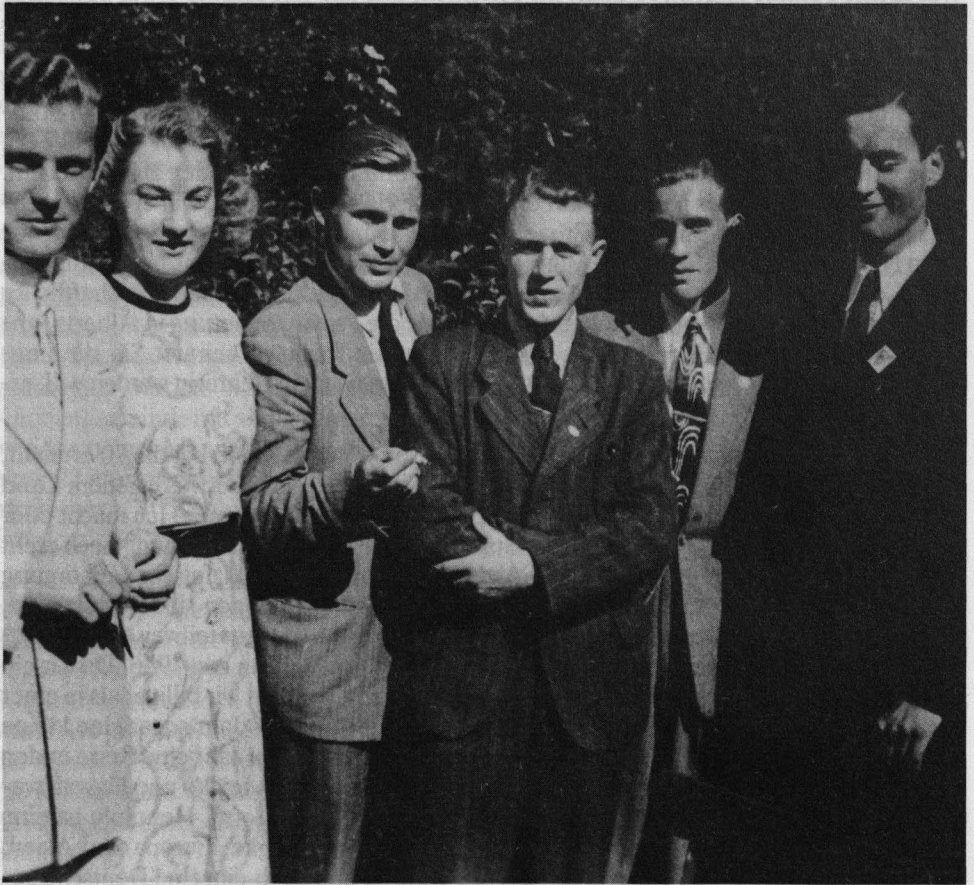
Die Mennoniten, zu denen mein Mann aus der Marienburger Niederung gehörte, sind hier besonders aktiv in zwei Konferenzen vertreten. Es hat drei Wellen von mennonitischer Einwanderung gegeben. Vor 100 Jahren aus unserer alten Heimat und aus Rußland (Volksdeutsche), vor 60 Jahren nach der russischen Revolution aus Rußland und

nach dem 2. Weltkrieg wieder aus Rußland und dem Danziger Gebiet. Jede Gruppe wurde von der vorigen unterstützt. . . . Zwischen den Gemeindemitgliedern besteht ein enges freundschaftliches Verhältnis.

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß es eine lange Zeit ist, 33 Jahre unseres Lebens an der gleichen Stelle zu wohnen, und da noch sehr viele Verwandte im selben Ort leben, so haben wir hier in British Columbia/Canada eben eine neue Heimat gefunden.

Es grüßt alle herzlich Eure

Lore Andres geb. Bartels



1. Treffen der Stuhmer 1948 in Hamburg - Elbschloßbrauerei
v.l. Paul Meißner, Marga Jochem, A. Wilhelmi, Siegfried Erasmus, Willibald Meißner,
Volker Poltrok

Heimatkreistreffen in Bremervörde

Die Redner und ihre Themen in der „Feierstunde“

22./23.6.1957		Festakt zur Patenschaftsübernahme
	Festredner:	Dr. Kohnert, Sprecher der Landsmannschaft Westpreußen
13./14.6.1959	Ansprache:	Oberkreisdirektor Dr. Johannes zum Felde
10./11.6.1961	Ansprache:	Heimatkreisvertreter Günther von Flottwell
31.8./1.9.1963	Ansprache:	Heimatkreisvertreter Günther von Flottwell
4./5.9.1965	Thema:	Probleme der deutschen Ostpolitik
	Redner:	Dozent Dr. Helmut Freiwold, Oldenburg Dr. Gerhard Lippky, Vorstandsmitglied d. Ldm. Westpr.
16./17.9.1967	Thema:	Westpreußen in der deutschen Kulturgeschichte
	Redner:	Prof. Dr. Heinrich Wolfrum, Göttingen
31.5/1.6.1969	Themen:	Vor 50 Jahren, am 28.6.1919 Unterzeichnung des Versailler Vertrages Vor 20 Jahren, am 18./19.6.1949 Gründung der Landsmannschaft Westpreußen und des Stuhmer Heimatkreises
	Redner:	Ministerialrat a.D. Graf v.d. Groeben, stellv. Bundessprecher der Ldm. Westpreußen

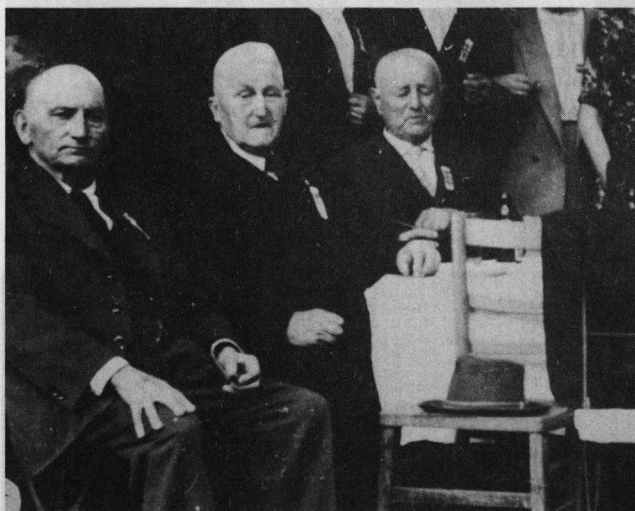


1. Treffen der Stuhmer 1957 in Bremervörde. Die Teilnehmer vor dem „Schützenhaus“

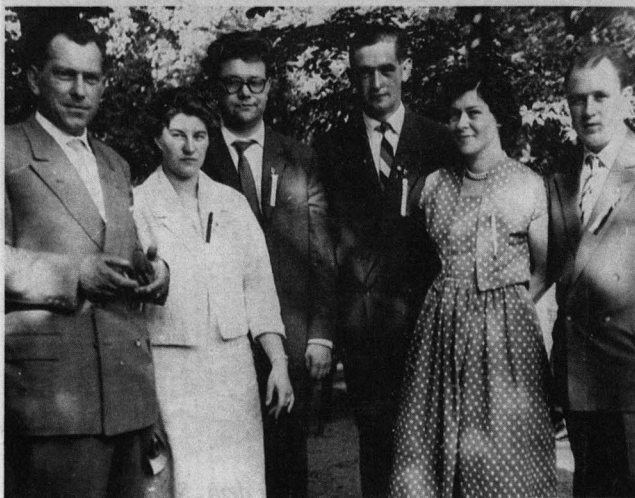


*Wiedersehen 1957
in Bremervörde*

Das 1. Treffen war von schönstem Sommerwetter begünstigt



v.l. Heinrich Penner, der Gründer der Betonwerke „Penner“ in Christburg-Menthen, Robert Mahlau, Gemeindevorsteher von Neuhörfelde, Manfred Gerlach, Bauer in Baumgarth und der Gutsbesitzer Burchardt, Neuhörfelde



v.l. Paul Tuscher, Wanda Brose, A. Sickart, —, Anneliese Danisch, Siegfried Erasmus

*Heimatkreistreffen
in Bremervörde 1983*

Mitarbeiter der Kreisverwaltung, die freiwillig das Quartieramt und die Abendkasse betreuen; v.l. Frau Borutta, Frau Thom, Fräulein Michaelis

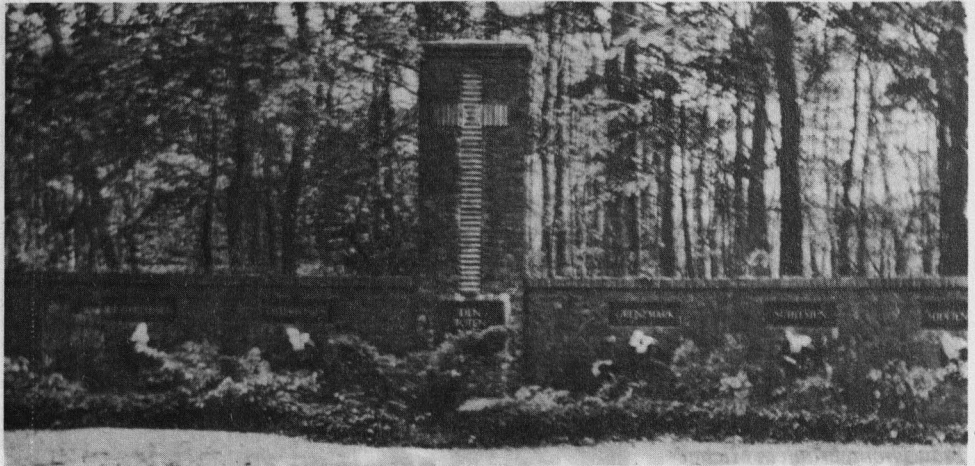


*Im Sommergarten des Parkhotels
die „Stuhmer Familienkapelle“ Horst Sombert, Hamburg,
früher Stuhm, spielt zur Unterhaltung auf*



Die Bremervörder Tanzgruppe unter Leitung von Fräulein David bei der Vorführung eines Matrosentanzes 1983





*Die Gedenkstätte für den Deutschen Osten und seine Toten in Bremervörde
Hier legen wir an jedem Heimatkreistreffen einen Kranz zum Gedenken an unsere Toten nieder*

- 12./13.6.1971 Thema: Im 100. Jahr nach der Gründung des Deutschen Reiches gedenken wir des Altreichskanzlers Otto v. Bismarck, zu dessen Ehren 1913/15 der Bismarckturm bei Lichtfelde errichtet wurde
in Zeven: Redner: Herbert Marzian, Dozent des Göttinger Arbeitskreises
- 30.6./1.7.1973 Thema: „Die Einheit Deutschlands – Erinnerung und Ausblick“
Redner: Deutschland – heute Prof. Dr. Dietrich Rauschning, Göttingen
- 31.5./1.6.1975 Thema: 30 Jahre Vertreibung – 30 Jahre Unrecht
Rückblick – Besinnung – Verpflichtung
Redner: Ernst August Marburg, Pastor d. landeskirchlichen Vertriebenenarbeit, Hannover
- 14./15.5.1977 Thema: 20 Jahre Patenschaft
Landkreis Bremervörde – Heimatkreis Stuhm
Redner: Hans-Jürgen Schuch, Bundesgeschäftsführer d. Ldm. Westpreußen, Münster
- 9./10.6.1979 Thema: „Unsere Heimat bleibt uns Aufgabe und Verpflichtung“
Thema: 30 Jahre Heimatkreis Stuhm von 1949 - 1979
Redner: Odo Ratza, Bundessprecher d. Ldm. Westpreußen
- 30./31.5.1981 Thema: „Westpreußen – nur eine Erinnerung?“
Redner: Staatssekretär Prof. Heinrich Hellwege
Thema: „Unsere Verpflichtung für die Wahrung ostdeutschen Kulturgutes und Wiedervereinigung“
- 4./5.6.1983 Thema: 25 Jahre Patenschaft der Landkreise Bremervörde und Rotenburg (Wümme)
Redner: Dr. Wolfgang v. Geldern M.d.B., Nordholz
- 1./2.6.1985 Thema: „Was ist des Deutschen Vaterland?“
Thema: 65 Jahre nach der Volksabstimmung für Deutschland im Kreise Stuhm
40 Jahre nach Flucht und Vertreibung – Geteiltes Deutschland
Redner: Uwe Gräve, Kiel, Journalist



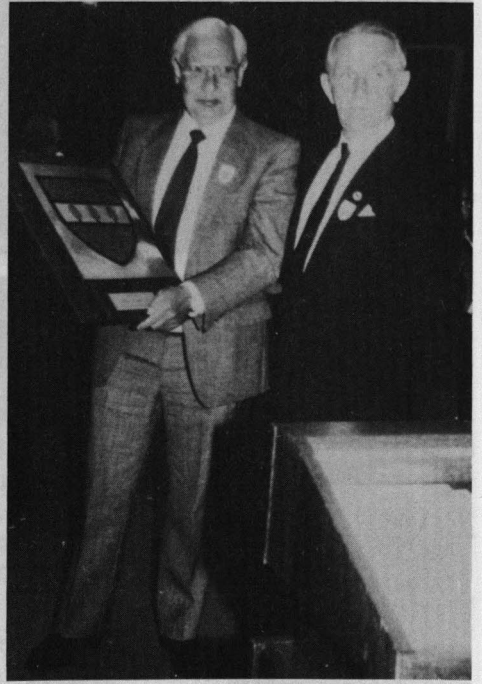
Heimatkreisvertreter G. Lickfett bei der Kranzniederlegung 1983



1. Heimatkreistreffen in Bremervörde 1957 Frau Ortmann, Luisenwalde, und Frau v. Schack, Wengern, im Gespräch mit Heimatkreisvertreter Günther v. Flottwell, Lautensee



25 Jahre Patenschaft (1983) Oberkreisdirektor Dr. zum Felde bei seinem Grußwort



Heimatkreisvertreter G. Lickfett überreicht als Zeichen des Dankes dem Oberkreisdirektor das Wappen des Kreises Stuhm



Das 25jährige Bestehen
der Patenschaft 1983



Während der Feierstunde
v.r. OKD Dr. zum Felde, Hei-
matkreisvertreter G. Lickfett,
Parlamentarischer Staatsse-
kretär Dr. von Geldern,
Landrat Graf von Bothmer,
Oberstl. Dieckhoff, Ehren-
landrat Walter Hölter, Oberst
Schittko



v.r. Helmut Ratza, Gerda
Zottmaier, Herr Meyer



*Frau Gerda Zottmaier
spricht das Wort zum Sonntag 1983*



Der Gemischte Chor Bremervörde

Während der Feierstunde des Heimatkreistreffens: Das Wort zum Sonntag

von Gerda Zottmaier, Stuhm

Wir aus dem Kreis Stuhm, die wir die Freude haben, uns alle zwei Jahre in der Stadt Bremervörde unseres Patenkreises Rotenburg (Wümme) zu treffen, haben bis heute unverändert daran festgehalten, bei der Feierstunde am Sonntagmorgen im schönen Saal des Kreishauses in Bremervörde auch immer ein geistliches Wort zum Sonntag zu hören. Seit vielen Jahren hat diesen Dienst Frau Gerda Zottmaier übernommen, die bei unserem Treffen vierzig Jahre nach der Vertreibung unter anderem sagte:

Die Bibel fordert uns im Neuen Testament auf: „Habt euren festen Stand im Herrn!“ Sehe ich den Platz, an den ich in meinem Leben geführt worden bin so an, daß es nach Gottes Willen geschehen ist? Mancher von uns Älteren wird jetzt denken: mein Lebensstandort war einmal im Osten und ist jetzt im Westen! Auch das ist Gottes unerforschlicher und unbegreiflicher Wille! Haben wir an unserem neuen Lebensstandort auch schon Gottes Segensspuren erkannt? Ich wünsche jedem von uns den rechten Blick, um diese Spuren zu bemerken und dann dankbar dafür zu sein und wieder mit Gott zu reden.

Hiermit will ich das jetzt für uns alle tun:

„Wir danken Gott für diese unsere Gemeinsamkeit!

Wir danken Gott für seinen Segen auf unseren alten und unseren neuen Wegen!

Wir bitten Gott um sein Walten in unseren kommenden Tagen!

Wir danken Gott für die Freiheit, in der wir leben!

Wir bitten Gott um die Freiheit für unsere Heimat!“

Unser Heimatbrief, die lebendige Verbindung zu unseren Landsleuten



STUHMER-HEIMATBRIEF



Herausgegeben vom Kreis Ausschuß des Heimatkreises Stuhm mit Hilfe des Patenkreises Bremervörde

Nr. 1

Bremervörde, im April 1969

Das war der Anfang im April 1969.

Der erste Redakteur war unser stellv. Heimatkreisvertreter und Mitglied unseres Kreis-ausschusses Viktor H a u s m a n n, Christburg. Durch seine profunde Kenntnis von unserem Kreis Stuhm — er kannte jeden und jeder kannte ihn — war er der richtige Mann, um mit seiner tiefen Heimatliebe den Heimatbrief zu gestalten. Ihm hat der Heimatkreis auf allen Gebieten viel zu verdanken.

Der erste Heimatbrief war zunächst ein Versuch und auch ein Wagnis. Er wurde aber so begeistert von den Stuhmern angenommen, daß wir uns entschlossen, den Heimatbrief zweimal im Jahr herauszubringen. Im Laufe der Zeit wurde er das bedeutendste Bindeglied für unsere Landsleute; er geht auch in alle Welt und erreicht annähernd 3300 Adressaten. Der Weg in die Staaten des Ostblocks ist ihm leider verschlossen. Wie groß seine Beliebtheit geworden ist, geht auch daraus hervor, daß uns nach jedem Erscheinen freiwillige Spenden — oft in kleinsten Beträgen — erreichen, auf die wir zur Bestreitung der Kosten angewiesen sind.

Am 1. Juli 1981 verstarb Herr Hausmann. Die Redaktion des Heimatbriefes ging nun auf unsere Kreis Ausschußmitglieder Helmut R a t z a, Stuhm, und danach auf Gerhard H a l f p a p, Zoppot, über, in dessen Händen die Schriftleitung jetzt liegt. Durch diese Wechsel änderte sich zwar der Stil, nicht aber der andauernde Erfolg. Auch Frau Ruth Halfpap, die aus Rothof stammt, ist uns hierbei eine wertvolle Hilfe.

Es ist nunmehr der 32. Heimatbrief auf den Weg gebracht; möge auch er und alle folgenden eine gute Resonanz bei unseren Landsleuten finden.

Ein Blick auf unsere Finanzen

von Siegfried Erasmus, Stuhm

Bei einem Rückblick auf mehrere Jahrzehnte Heimatkreisarbeit sollte auch die finanzielle Entwicklung nicht unerwähnt bleiben. Es ist leider eine Tatsache, daß aller ideeller und persönlicher Einsatz unserer Heimatkreisgemeinschaft ohne das „liebe Geld“ keine Früchte tragen würde. In der heutigen Zeit ist nun einmal alles mit Kosten verbunden, seien es Telefongebühren der auf die ganze Bundesrepublik verstreut wohnenden Kreis Ausschußmitglieder, Fahrtkosten zu Arbeitstagen in unseren Patenkreis nach Bremervörde, Portokosten, Schreib- und Büromaterial und anderes mehr. Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß alle Arbeit für unseren Heimatkreis „ehrenamtlich“ geschieht, und nur die sächlichen Auslagen vom Heimatkreis getragen werden. Über die Arbeitsstunden des Heimatkreisvertreter und der Kreis Ausschußmitglieder, welche in der gewiß nicht überreichlichen Freizeit der Einzelnen geleistet werden, wird nicht Buch geführt; doch dürften diese während der 30jährigen Patenschaft in die Zehntausende gehen, und wurden im Dienst für die Heimat stets gern und ohne Zögern übernommen.

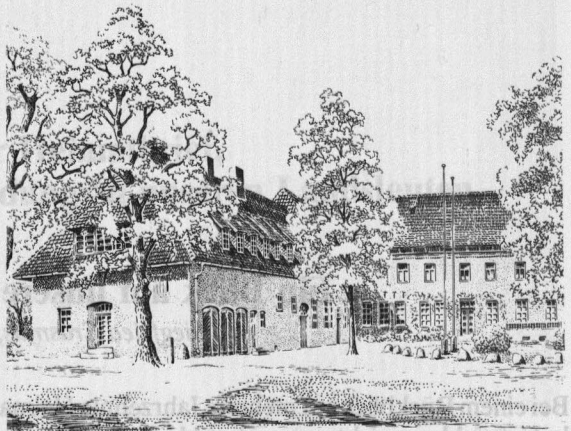
In erster Linie legt aber die Spenden- und Opferbereitschaft unserer Heimatkreismitglieder ein eindrucksvolles Zeugnis davon ab, daß die Treue zur Heimat ungebrochen ist. Es ist eine Freude und erfüllt uns mit Stolz, daß die Stuhmer Landsleute durch ihre Spenden die Heimatkreisarbeit immer unterstützt haben. Und das besonders unter dem Gesichtspunkt, daß sich die Spendenfreudigkeit kontinuierlich gesteigert hat, und damit alles Gerade vom Einschlafen des Heimatgedankens klar und eindeutig widerlegt ist.

Ohne die Opferbereitschaft unserer Stuhmer, verbunden mit den regelmäßigen Zuwendungen unseres Patenkreises, wäre es nicht möglich gewesen, die manigfaltigen Aktivitäten für unseren Heimatkreis zu entwickeln, die in dieser Festschrift aufgezählt und gewürdigt sind. Besonders hervorzuheben ist unser, in den letzten Jahren entstandenes Stuhmer Museum, welches ohne die vom Patenkreis zur Verfügung gestellten Räume und ohne die Sach- und Geldspenden unserer Landsleute nicht denkbar wäre. Das gilt auch für den regelmäßig erscheinenden Heimatbrief sowie für unsere beiden Bücher, deren Verkaufspreis gerade die Herstellungskosten deckt, wobei die Autoren und sonstigen redaktionellen Mitarbeiter die umfangreiche Arbeit ehrenamtlich, also unentgeltlich geleistet haben.

Unsere Aufgabe ist 42 Jahre nach der Vertreibung nicht leichter geworden, und der Wind scheint uns immer stärker entgegenzuwehen. Dennoch gehen wir in das vierte Jahrzehnt der Patenschaft mit der Hoffnung, daß die Stuhmer Kreisgemeinschaft nicht nachläßt, durch ihre Spenden die Pflege des Heimatgedankens und die Bewahrung unseres westpreußischen Kulturgutes gemeinsam mit unserem Patenkreis auch in Zukunft sicherzustellen.



In diesem Nebengebäude des Kreismuseums in Bremervörde befanden sich von 1959 - 1985 die „Stuhmer Stuben“



Das alte Kreishaus in Bremervörde — im 15. Jahrhundert als Burggebäude errichtet — diente den Bischöfen von Bremen als Kanzlei; heute beherbergt dieses historische Gebäude neben dem Kreismuseum und Kreisarchiv auch das Stuhmer Museum (unten rechts), das 1985 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Federzeichnung: Alfred Brecht 1958

Die Stuhmer Stuben und das Stuhmer Museum

Im Stuhmer Museum finden wir in der Vitrine für Vor- und Frühgeschichte folgende Ausführungen von Otto Piepkorn:

„Durch die Vertreibung bis in die Wurzeln ihrer menschlichen Entwicklung getroffen, war mit der Masse der 14 Millionen existenzberaubter Deutscher auch der größere Teil der Kreiseinwohnerschaft Stuhm von ostwärts der unteren Weichsel in seinem historisch gewachsenen Gefüge zerstört worden.

Neues Nomadentum, Moralverfall, Familienzweist, Ausfall von Familiengründungen, Resignation und Geschichtslosigkeit drohten sogar, auch unsere eingesessene Westbevölkerung zu demoralisieren. Um dagegen zu wirken, hat bereits früh und wahrhaft sozial Niedersachsens Bevölkerung — vertreten durch seine Landkreise Bremervörde und jetzt Rotenburg (Wümme) — mit der nun schon 30 Jahre währenden Patenschaft die gerettete Bevölkerung mit vaterländischem Beistand und neuer Hoffnung erfüllt.“

Schon frühzeitig war unser Heimatkreis bestrebt, kulturelle Güter, Dokumente, Schrifttum, Bilder und vieles andere an einem zentralen Ort zu sammeln und in einer ständigen Ausstellung Besuchern zugänglich zu machen. Es kam uns darauf an, den Kreis Stuhm umfassend darzustellen, soweit dies bei dem Verlust jeglicher Habe infolge von Flucht und Vertreibung noch möglich war. Trotzdem ist es erstaunlich, was unsere Stuhmer für unser Vorhaben noch beisteuern konnten.

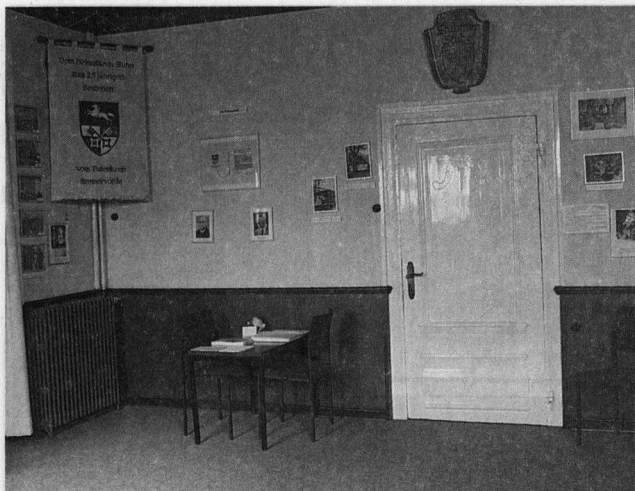
Zum zweiten Heimatkreistreffen 1959 wurde in einem Nebengebäude des Kreismuseums in Bremervörde eine „Stuhmer Stube“ eingerichtet, in der die gesammelten Landkarten sowie Bild- und Schriftgut aus dem Kreise Stuhm und unserer westpreußischen Heimat ausgestellt waren. Unser Landsmann Otto Piepkorn, Christburg, hat sich bei der Einrichtung der Heimatstube besonders verdient gemacht.



Die große Karte des Kreises umgeben von Zeugnissen seiner Geschichte, der Marienburg, dem Dreiländerstein und dem Abstimmungsdenkmal, einer Situationsskizze des Kreises (rechts oben) und einer kurzgefaßten Geschichtstafel (links). Davor in zwei Flachvitrinen Erinnerungsstücke, Dokumente und wertvolle alte Kirchenbücher

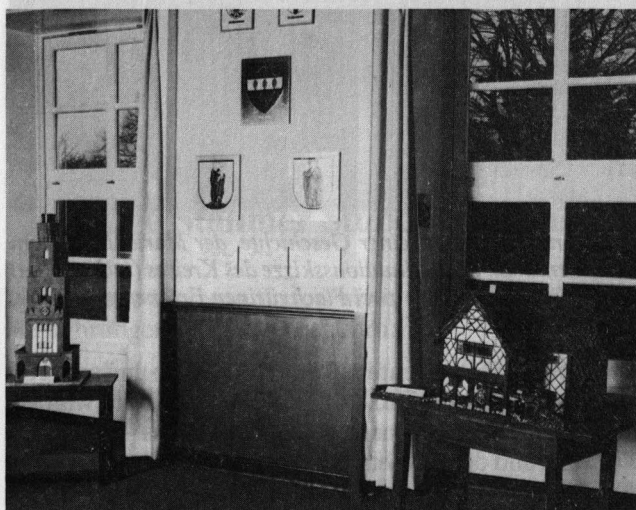
Die Vervollständigung unseres Archivs mit Dokumenten, Büchern, Bildern und anderen Erinnerungsstücken machte bald so gute Fortschritte, daß die Räume zu klein wurden und ein größeres Quartier erforderlich wurde. Unser neuer Patenkreis Rotenburg (Wümme), der am 1. August 1977 aufgrund der Gebietsreform durch Zusammenlegung der Altkreise Bremervörde und Rotenburg (Wümme) entstanden war, zeigte für unsere Wünsche Verständnis. Er wies uns nach Freiwerden drei Räume im alten Kreishaus in Bremervörde zu. So fanden wir den erforderlichen Platz und konnten nun darangehen, ein würdiges „Stuhmer Museum“ einzurichten. Hier sind wir bemüht, den alten Kreis Stuhm, seine Landschaft und seine Menschen so darzustellen, wie sie waren und wie sie in uns lebendig sind. Unsere Kinder und unsere Enkel sollen hier erkennen können, woher sie stammen, und sich hier wie auf deutschem heimatlichen Boden zu Hause fühlen. Denn auch unser Kreis ist durch Fleiß und Tüchtigkeit seiner Bewohner blühendes deutsches Land gewesen.

Am 25. Februar 1985 konnten wir unser Museum einweihen und dem stellvertretenden Landrat Brunkhorst, dem Oberkreisdirektor Dr. zum Felde und weiteren Repräsentanten des Patenkreises unseren Dank abstellen. Es kommt uns nicht darauf an, so sagte der Heimatkreisvertreter, „Schätze im Verborgenen zu sammeln, sondern aus einem gewissen Ghetto herauszukommen“. Auch Frau Dr. Elfriede Bachmann, Leiterin des Bachmann-Museums, sagte uns in dieser Feierstunde zu, ihre Besucher gleichfalls durch das Stuhmer Museum zu führen. In seiner Antwort betonte der Oberkreisdirektor, daß er das Stuhmer Museum anerkenne und begrüße; er werde auch nach seiner Pensionierung die Verbundenheit mit den Stuhmern pflegen und gern bei uns zu Gast sein.

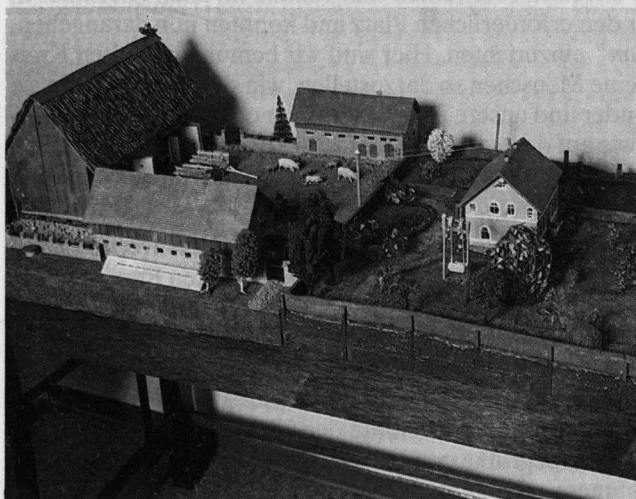


Im Stuhmer Museum

Eingangseite mit der Patenschaftsurkunde, einem Wandbehang und Bildern aus dem Patenkreis; davor ein Tisch mit Informationsschriften und dem Gästebuch



Fensterfront mit den Wappen Westpreußens, des Kreises und der Stadt Stuhm sowie Christburgs; links das Modell des Bismarckturmes bei Lichtfelde, angefertigt von Heinz Seifert, Baumgarth; rechts ein Vorlaubenhaus, angefertigt von Hubert Kortmann, Mirahnen



Modell des väterlichen Hofes in Mirahnen, angefertigt von Hubert Kortmann



Raum II des Stuhmer Museums enthält in der Mittelvitrine auf drei Ebenen eine Auswahl von Werken aus der Stuhmer Bücherei. In den Flachvitriolen an den Wänden können Handarbeiten und andere Erinnerungsstücke aus der Heimat betrachtet werden. Die Bilder an den Wänden zeigen die Menschen des Kreises Stuhm in ihren Berufen und Beschäftigungen, andere geben einen Einblick in die damalige Landwirtschaft und Wirtschaft im Kreis Stuhm. — Die weiteren Wände sind der Stadt Christburg und einer informativen Darstellung der durch den Kreis Stuhm führenden „Bernsteinstraße“ gewidmet

Das Stuhmer Archiv

von Günther Strich, Baumgarth und Heinz Seifert, Baumgarth

Seit Gründung des Heimatkreises im Jahre 1949 wurden bei den Heimatkreisvertretern und den Kreisausschußmitgliedern das anfallende Schriftgut, Erinnerungsstücke und Literatur über die Heimat gesammelt und teilweise in den Stuhmer Stuben ausgestellt. Bei der Eröffnung unseres Museums am 25. Februar 1985 stand für das Stuhmer Archiv ein gut ausgestatteter Raum zur Verfügung. Erste Betreuer waren Frau Ruth Halfpap, Rothhof und Helmut Ratza, Stuhm. Es wurde eine zweckmäßige Gliederung aller Bestände erstellt und für jede Gemeinde — 1 (Altendorf) bis 65 (Weißenberg) — ein Gemeindeordner angelegt. Sie enthalten je einen Kartenausschnitt (1:25 000) mit den Gemeindegrenzen, die sogenannten „Seelenlisten“ mit den Namen sämtlicher Einwohner um 1945, Flucht- und Erlebnisberichte und Unterlagen über die Geschichte des Ortes.

Die Gliederung umfaßt folgende Gebiete: Allgemeines — Heimatkundliches — Kunstgeschichtliches — Bevölkerung, Volkskundliches — Sprache, Literatur — Geschichte des Kreises — Wehrwesen — Verwaltung — Wirtschaft und Verkehr — Kirchen — Bildungswesen — Heimatkreis Stuhm — Patenschaft.

Das archivierte Schriftgut bezieht sich in erster Linie auf die Entwicklung des Heimatkreises und der Patenschaft sowie auf die Erstellung der Heimatbücher (siehe im folgenden).

Die Stuhmer Bücherei umfaßt über 200 Titel, u.a.:

Geschichte des Stuhmer Kreises von Dr. W.F. Schmitt, Thorn 1886

Die Bau- u. Kunstdenkmäler des Kreises Stuhm. Von Bernhard Schmid, Danzig 1909

Die Orte und Fluren im ehemaligen Gebiet Stuhm und Waldamt Bönhof (Komturei Marienburg), mit deutschem Ortsregister und deutschem und polnischem Flurnamenregister. Von Arthur Semrau, Thorn 1928

Adreßbücher des Kreises Stuhm mit einem Verzeichnis der Behörden, freien Berufe, Handel- u. Gewerbetreibenden der Städte Stuhm u. Christburg. Druck u. Verlag F. Albrecht (Werners Nachf.) Stuhm, 1925 u. 1926

Stuhmer Heimatkalender, Stuhm 1933 bis 1935

Heimatbuch des Kreises Stuhm. Druck F. Albrecht, Stuhm 1934, 4. Jg. und 1935, 5. Jg.

Ziemia Sztumska. Ein polnisches Buch über Stuhm. Gdynia 1968

Die Schulchroniken von Troop (1911 - 1944) und von Heidemühl (1891 - 1945)

Ein wichtiger Bestandteil des Stuhmer Archivs ist die Heimatortskartei. Hier sind die heute uns bekannten Anschriften von etwa 3300 ehemaligen Kreiseinwohnern in Karteiform aufgelistet und EDV-gespeichert (alphabetisch und nach Heimatorten). Mit Hilfe dieser Kartei können die Stuhmer Heimatbriefe und die Einladungen zu den Heimatkreis- und Regionaltreffen versandt werden.

Das umfangreiche Bildarchiv enthält — nach Gemeinden geordnet — sowohl Bilder von vor 1945 als auch Fotos und Dias aus der Nachkriegszeit. — Das Stuhmer Archiv wird zur Zeit von Günther Strich und Heinz Seifert, beide aus Baumgarth, betreut.



Vor den drei Deutschlandkarten — von 1871 bis heute — ist in den Vitrinen die vorgeschichtliche Zeit erläutert. Die Bilder der Bauten aus der Ordenszeit weisen die Reichhaltigkeit der nordischen Backsteingotik auf. In der Mitte steht eine Nachbildung des von den heidnischen Prussen verehrten Potrimpus

Die Buchveröffentlichungen des Heimatkreises Stuhm

Der Kreis Stuhm, Westpreußen. Von Dr. Heinz Neumeyer, Selbstverlag Heimatkreis Stuhm, Bremervörde 1959

Christburg. Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß. Von Otto Piepkorn. Verlag Hermann Bösmann GmbH, Detmold 1961

Der Kreis Stuhm. Ein westpreußisches Heimatbuch. Herausgeber Kreisausschuß des Heimatkreises Stuhm. Selbstverlag, Osnabrück 1975

Kontributionskataster — Landesaufnahme Westpreußens 1772/1773. Herausgeber Nord- u. Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft.

Amt Stuhm, herausgezogen und bearbeitet von Gerhard Halfpap, Zoppot; Fallersleben 1979

Heimat zwischen Weichsel, Nogat und Sorge. Ein Bildband über den Kreis Stuhm/Westpreußen. Herausgeber Kreisausschuß des Heimatkreises Stuhm, Selbstverlag. Zeven 1. Aufl. 1982, 2. Aufl. 1984

Aquarell-Gemälde-Sammlung, herausgegeben von Landrat Josef Fischenich, Stuhm, Weihnachten 1926. Farbige vervielfältigt Juli 1981

Dia-Tonbildreihe „Das Land an der unteren Weichsel“. Diese Dokumentation wurde von unserem Beiratsmitglied und Bundessprecher der Landsmannschaft Westpreußen, Odo Ratza, Stuhm, geschaffen. Aus diesem Gesamtortrag wurden von unserem Kreisausschußmitglied, Gerhard Halfpap, zwei Unterrichtseinheiten herausgearbeitet, die bei Veranstaltungen und an Schulen vorgeführt werden können, damit einschlägiges Wissen über Westpreußen und den Kreis Stuhm vermittelt werden kann.

Der Patenkreis

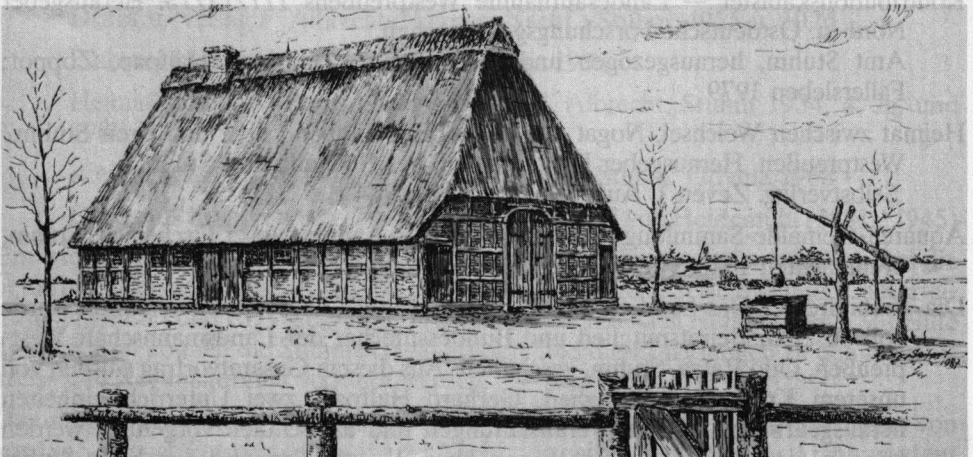
von Friedrich Zimmermann, Bremervörde

Das Gebiet des ehemaligen Landkreises Bremervörde, überwiegend landwirtschaftlich orientiert, liegt in der Mitte des Elbe-Weser-Dreiecks, des ehemaligen Regierungsbezirkes Stade. Sein Landschaftsbild ist typisch für die Norddeutsche Tiefebene: im Norden weite, flache Geest- und Marschgebiete, im Westen das große Teufelsmoor und im Süden waldbedeckte Hügelketten mit zahlreichen prähistorischen Fundstellen. Die naheliegende Nordsee bestimmt hier vorherrschend das Klima. Das Kreisgebiet mit seiner Gesamtfläche von 1 215,78 qkm war 1939 mit 46 272 Einwohnern dünn besiedelt (= 38,06 Einwohner je qkm). Flächenmäßig ist er der größte Landkreis der Bundesrepublik Deutschland gewesen. Der Kreis Stuhm/Westpreußen umfaßte eine Fläche von 641,73 qkm. Er war dagegen weit dichter besiedelt, nämlich mit 40 453 Einwohnern (= 63,04 Einwohner je qkm).

Die Landkreise Bremervörde und Rotenburg (Wümme) wurden 1977 aufgelöst. Im gleichen Zuge ist aus den Gemeinden der bisherigen Landkreise der Landkreis Rotenburg (Wümme) neu gebildet worden. Er übernahm damit zugleich die Patenschaft für den Kreis Stuhm/Westpreußen.

Der Patenkreis umfaßt heute eine Fläche von 2 069,78 qkm. Das gesamte Gebiet ist durch ebene bis flachwellige Geesthochflächen gekennzeichnet. Neben landwirtschaftlichen Nutzflächen bestimmen kleinere Wälder, Moore, vereinzelte Heideflächen sowie reizvolle Fluß- und Bachtäler den Charakter dieser noch weitgehend unzersiedelten Landschaft. Mit seinen saubereren Kleinstädten und den gepflegten Dörfern sowie zahlreichen Freizeitanlagen ist er zu einem beliebten Erholungsgebiet geworden.

Das Gebiet des neu gebildeten Landkreises Rotenburg (Wümme) war 1939 mit 80 649 Einwohnern bevölkert (= 39,22 Einwohner je qkm). Heute, 1986, wohnen hier 140 172 Personen (= 67,72 Einwohner je qkm). Dieser Bevölkerungszuwachs ist im wesentlichen auf die Kriegsfolgen wie Flucht und Vertreibung zurückzuführen.



Haus am See in Bremervörde

Federzeichnung: Heinz Seifert

Gemeinsam durch den Patenkreis

von Gerda Zottmaier, Stuhm

Alle zwei Jahre, wenn die Stuhmer als Gäste ihres Patenkreises nach Bremervörde kommen, hat man versucht, am Tage des Treffens in der Tageszeitung den Lesern durch Berichte und Bilder die Landschaft und die Geschichte des Stuhmer Heimatlandes näherzubringen. Die Stuhmer Gäste feierten als Leser dann Wiedersehen mit vertrauten Bildern ihrer Heimat, und die Gastgeber-Leser lernten immer wieder Neues von dem schönen und geschichtsträchtigen Gebiet in Westpreußen kennen.

Zu unmittelbarem Erlebnis jedoch wurden gemeinsame Reisen von Vertretern des Patenkreises und des Heimatkreises Stuhm sowohl durch den Patenkreis als auch durch das Land zwischen Weichsel und Sorge.

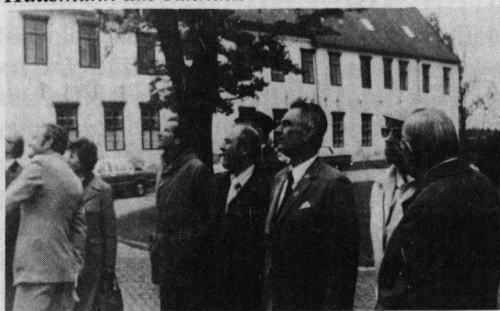
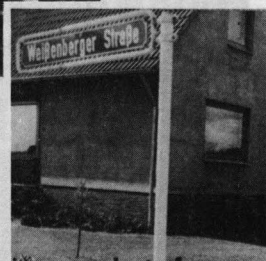
So besuchten 1971 während des Heimatkreistreffens in Bremervörde die Mitglieder des Heimatkreisausschusses Stuhm zusammen mit Mitarbeitern des Landkreises Bremer-vörde verschiedene Orte im Landkreis. Sie wurden im Rathaus von Tarmstedt empfangen, freuten sich dort über die Bezeichnung einiger Straßen mit Ortsnamen aus dem Kreise Stuhm sowie über eine „Stuhmer Straße“ in Hesedorf und wurden auch in Sittensen herzlich begrüßt.



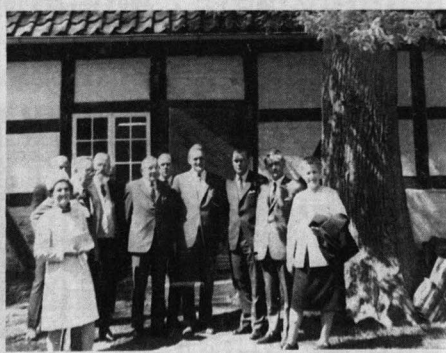
Bereisung des Patenkreises im Herbst 1971. Nach dem Empfang in Tarmstedt verlassen Gottfried Lickfett und Viktor Hausmann das Rathaus



In Tarmstedt wurde es ganz heimatisch, als eine Stuhmer-, eine Rehhöfer- und eine Weißenberger Straße besichtigt werden konnten



Der Kreisausschuß Stuhm vor dem alten Kreishaus in Bremervörde



Nach der Besichtigung der Stuhmer Stuben stellt sich eine Gruppe dem Fotografen



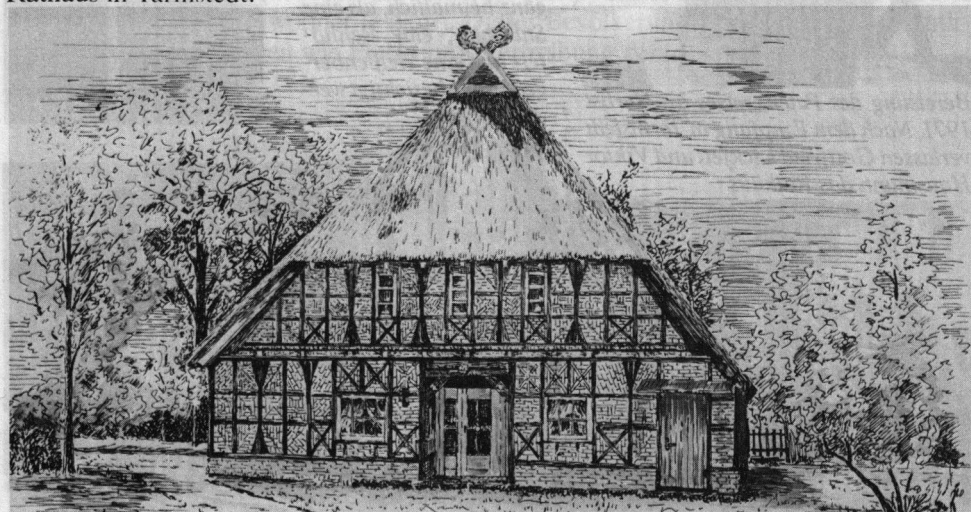
*Gespräch über den Zaun
mit einem Stuhmer Landsmann vor
seinem Haus in Tarmstedt*



Die Bremervörder und Stuhmer Teilnehmer vor dem Bus

Im Jahre 1974 wurde die Frühjahrstagung des Kreis Ausschusses des Heimatkreises besonders eindrucksvoll durch eine Kreis bereisung in den Raum Gnarrenburg. Ein Bus brachte die Teilnehmer ins Huvenhoopsmoor, wo sie vom Bürgermeister der Gemeinde Gnarrenburg und einem Vertreter der Torfwerke Meiners begrüßt wurden. Die Teilnehmer erfuhren aus beruflichem Munde etwas über die Entstehung der Hochmoore und der fabrikmäßigen Gewinnung von Streu- und Brenntorf. Mit der betriebseigenen Moorbahn wurden die weitläufigen Abtorfflächen in kilometer langer Fahrt und der Maschinenpark besichtigt. Ein Gang zum urwüchsigen Huvenhoopssee schloß sich an.

Während der Fahrt durch die Ortschaften Glinstedt, Karlshöfen und Gnarrenburg ließen sich die Teilnehmer von Bürgermeister Flathmann informieren. Auf der Rückfahrt nach Bremervörde wurden noch weitere Orte und Naturschutzgebiete besichtigt. Mit einem Dia-Vortrag von Baudirektor Logemann über die Schönheiten und Eigenarten des Landkreises und seiner Umgebung war das Programm zu aller Zufriedenheit abgelaufen. — Als Dank der Stuhmer zierte seitdem ein Bild des Kreishauses in Stumm das neue Rathaus in Tarmstedt.



*Im Patenkreis Rotenburg (Wümme): Das Haus des Heidedichters Friedrich Freudenthal in Fintel
Federzeichnung: Heinz Seifert*

Gemeinsame Fahrt in die alte Heimat

von Gerda Zottmaier, Stuhm

Manchen von uns, die wir ehemals im Kreise Stuhm zu Hause waren, ist es in den letzten Jahren schon einmal vergönnt gewesen, die alte Heimat wiederzusehen.

Uns sieben „Ehemaligen“ aus dem Kreise Stuhm war jedoch im August 1976 ein besonderes Erlebnis vergönnt: die unvergessene Heimat sieben unserer Freunde, die dem Stuhmer Patenkreis Bremervörde angehören, in persönlichem Erleben nahezubringen.

Die Teilnehmer aus Bremervörde

Kreisoberamtmann Karl Mühler
und Frau

Kreisamtmann Friedrich Baden
Kreistagsabgeordnete Hinrich Breuer
und Fritz Busse

Kreisoberamtsrat i.R. Herbert Landig
und Frau

und aus dem Kreis Stuhm

Kassenführer Siegfried Erasmus, Stuhm
Jugendreferent Alfons Targan, Usnitz
Kreisausschußmitglied Gerda Zottmaier
Beirat Otto Tetzlaff, Budisch
und Frau

Beirat Heinz Pikrahn, Stuhm
Beirat Hubert Kortmann, Mirahren

sowie ein Chauffeur und die Redakteurin Hanni Lützenbürger



*Gemeinsame Fahrt in den Kreis Stuhm vom 12. bis 19. August 1976
Fahrtteilnehmer vor ihrem Reisebus*

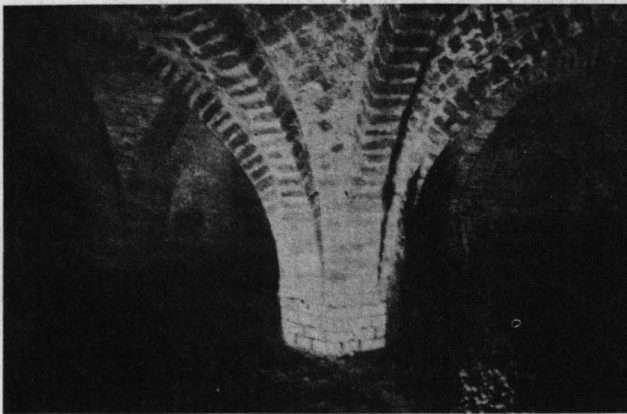
Rückblickend können wir dankbar sagen, für uns „zweimal Sieben“ — mit einem tüchtigen VW-Busfahrer und einer ebenso tüchtigen wie aufnahmebereiten Redakteurin am Steuer des zweiten Wagens — wurde es eine eindrucksvolle Reise in vertraute Vergangenheit und aufschlußreiche Gegenwart.

Für diejenigen unter uns, die unsere Heimat auch in der veränderten Situation nach mehr als 30 Jahren schon kannten, war es eine besondere Freude, beobachten zu können, wie weitgehend der „Kreis Stuhm“ den Bremervörder Patenfreunden bereits vertraut war. Hatte ich schon in den Jahren zuvor bei jedem Treffen in Bremervörde oder Zeven darüber gestaunt, wie umfassend unsere Freunde über ihren Patenkreis Bescheid wußten, mit welcher Genauigkeit sie auch unser Stuhmer Heimatbuch studiert hatten, so bewegte es mich in diesen Tagen der gemeinsamen Reise täglich aufs neue, wie weitgehend sie in „unserer“ Heimat zu Hause waren.

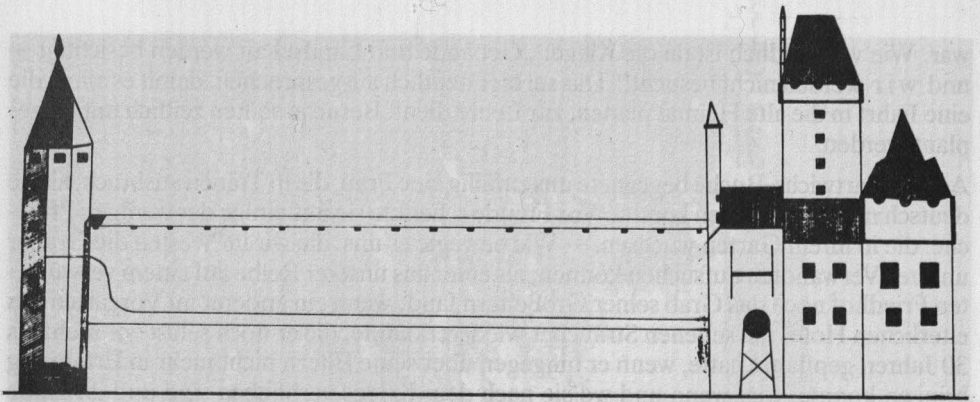
Ich selbst hatte das erregende Erlebnis, nach 40 Jahren auf den Spuren der Kindheit gehen zu dürfen, bereits ein Jahr zuvor gehabt und konnte nun diesen zweiten Besuch in Westpreußen aus der Distanz eines objektiven Beobachters — auch unserer kleinen Reisesgruppe — machen. Auch aus einem anderen Grunde empfand ich mich in der Rolle des objektiven Beobachters: Dieses schöne Land zwischen Weichsel, Nogat und Sorge mit der Stadt Stuhm war mir nur für die ersten 17 Jahre meines Lebens Wohnstatt gewesen; wenn es mir auch in gewisser Weise Heimat bedeutet — ich stamme nicht von dort und wurde auch nicht von dort vertrieben. Ich stand nicht, wie die anderen sechs aus dem Kreise Stuhm, vor meinem Geburtshaus oder vor einem ehemaligen Besitz. Wer vor dem Elternhaus steht, das bereits vom Großvater gebaut und bewohnt wurde, vor dem Acker und Garten, den oft viele Generationen zuvor schon bewirtschafteten, hat andere Gefühle zu bewältigen als solche, wie sie mich vor der Dienstwohnung bewegten, die zwischen der ersten und zweiten Versetzung meines Vaters — von West nach Ost, von Ost nach West — uns beherbergte.

Aus dieser Sicht möchte ich einmal die Größe, Tapferkeit und Selbstüberwindung hervorheben, die ich jeweils bei den Heimatvertriebenen beobachten konnte, wenn sie nach langen Jahren wieder vor ihrem früheren Bauernhof, ihrem Landsitz, ihrem Betrieb oder dem mühsam erarbeiteten Siedlungshäuschen standen — ohne ein Wort der Bitterkeit, der Anklage oder des Neides zu verlieren gegenüber denjenigen, die das alles in Besitz genommen haben oder denen, die im Westen vor ähnlichen Verlusten verschont geblieben sind. Mein Loblied muß einen dreifachen Klang haben, abgestimmt auf die würdige Haltung der Verlierer, auf die zumeist menschlich verständnisvolle Haltung der Gewinner, aber auch auf die unverminderte Bereitschaft der Patenfreunde, mitzuhelfen an der Bewältigung dieses traurigen Kapitels gemeinsamer Geschichte.

Positiv wirkte es sich aus, daß die zweimal sieben Reisetilnehmer aus Ost und West mit der geschichtlichen Vergangenheit der ehemaligen deutschen Ostgebiete, die sie nun gemeinsam aufsuchten, aufs beste vertraut waren. Das zeigte sich deutlich an einigen Erlebnissen: Als man auf dem Marktplatz von Stuhm neben der ehemals evangelischen Kirche, die in diesem Sommer eine Außenrenovierung erfahren hatte, die Wagen parkte und dann den altbekannten Weg beschritt, vorbei an dem Haus der Konditorei Erasmus, an der Bäckerei Wölk, vorbei an dem leeren Platz, auf dem früher das Kreishaus Stuhm gestanden hatte, vorbei an dem noch erhaltenen Beamtenwohnhaus (früheres sogenanntes kleines Kreishaus) — als man durch die übriggebliebene Toreinfahrt zum Stuhmer Ordensschloß das ehemalige Waisenhaus (heute Museum) betrat und sich dort umschaute, da waren es die Bremervörder Freunde, die im Keller des Hauses mit dem wunderbar erhaltenen Kreuzgewölbe aus der Ordenszeit eine besondere Entdeckung mach-



*Pfeiler im Gewölbe des
Südflügels der Burg*



Skizze der Ordensburg Stuhm 1418

die heute im Burgmuseum in Stuhm gezeigt wird. Links ein Wehrturm, der durch eine Mauer mit dem Burgtor, dem damals siebenstöckigen Wachturm und dem Südtail der Burg, dem späteren „Waisenhaus“, dem heutigen Museum, verbunden ist

ten: In diesem sehr schön und stilecht gestalteten Raum, in dem sich ein Flügel für kleine Konzertveranstaltungen befand, lag eine große Mappe mit Kartenzeichnungen von der Lage der Stadt Stuhm. Unser Patenschaftsbetreuer, Herr Mühler, konnte uns auf eine Originalzeichnung des Stuhmer Ordenschlosses aus dem fünfzehnten Jahrhundert aufmerksam machen, die uns „Ehemaligen“ nicht bekannt war. Natürlich photographierten wir diese bedeutsame Entdeckung und bekamen dann vom Kreisbauamt auf Grund dieses Bildes die hier wiedergegebene Zeichnung. Ein Bremervörder war es also, der uns auf den Spuren der Stuhmer Geschichte mit diesem Fund den Beweis lieferte, daß die von Pfarrer Andreas Emil Zottmaier im Jahre 1927 geschriebene Darstellung der Stuhmer Ordenschloß-Geschichte aus den Jahren nach der verlorenen Schlacht bei Tannenberg (1410) ihre Richtigkeit hat.

Auf der dreitägigen Fahrt durch die Ländereien des Kreises Stuhm, von Pestlin, Stuhmsdorf, über Paleschken, Mirahnen, Nikolaiken, Mienthen, Neumark, Altmark oder von Christburg nach Judittenhof, Lautensee, Polixen, Gr. Waplitz, ist es immer wieder die schöne Lage der einzelnen Höfe und ehemaligen Güter, die von den westlichen Reiseeteilnehmern bewundert wird. Auch beeindruckt sie der Zauber einer Landschaft, die neben dunklen Wäldern landwirtschaftlich — gewiss zum Nachteil des Ertrages — kaum mechanisiert, bewirtschaftet wird. Wie früher in den zwanziger Jahren erheben sich die von Hand aufgestellten Weizengarben als spitze Stiegen auf den Feldern und lassen eine rauhe Wirklichkeit vergessen, die dieses ehemals so kornreiche Land heute dazu zwingt, Weizen aus den USA zu importieren.

Auch in Christburg, am Flübchen Sorge gelegen, bestätigte sich die Erfahrung, daß der Ortskern zerstört worden ist. Die Annenkapelle auf einer Anhöhe inmitten des Friedhofes steht seit Jahrhunderten noch unverändert da, ist aber leider nicht zu besichtigen. Den Marktplatz umrahmen neue Häuser; es schien, als ob der Platz durch die Neubauten eingegengt worden sei.

Auch wenn wir nur „Zweimal Sieben plus Zwei“ sind, fallen wir überall auf, wenn unsere Wagen halten. Doch unter den Menschen, die sich herandrängen, sind es nur wenige, mit denen wir uns noch in unserer Muttersprache verständigen können. Aber es ergeben sich auch Kontakte mit Deutschen, und die Erinnerung an solche Begegnungen bleibt umso deutlicher haften. Eine Familie in Christburg, mit der wir in einem akkustisch gestörten Telefongespräch unseren Besuch vereinbarten, war tief enttäuscht, als wir nicht vollzählig eintrafen, obwohl der Tisch — gewiß unter schweren Opfern — für uns alle gedeckt

war. Wie verständlich ist da die Klage: „Gebäude und Landschaft werden besichtigt — und wir werden nicht besucht!“ Das sei hier deutlich ausgesprochen, damit es allen, die eine Fahrt in die alte Heimat planen, zur Lehre dient. Besuche sollten zeitlich mit eingeplant werden.

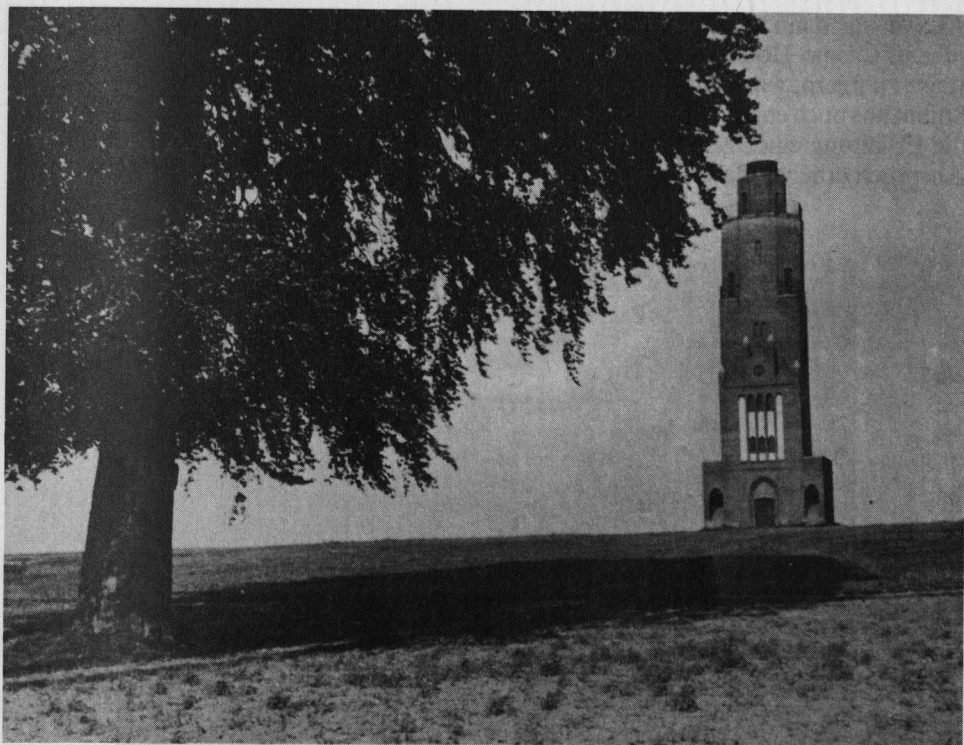
An der Hartwisch-Buche begegnete uns zufällig eine Frau, die in Tränen ausbrach, als sie deutsch mit uns sprechen konnte. Vor Freude schenkte sie uns einige der wenigen Pflirsche, die in ihrem Garten wuchsen. — Wie bewegte es uns, die wir im Westen die Gräber unserer Verwandten aufsuchen können, als einer aus unserer Reihe auf einem verwüsteten Friedhof noch das Grab seiner Großeltern fand; wenn ein anderer im Vorgarten des elterlichen Hofes die seltenen Sträucher wiedererkannte, die er noch selbst vor mehr als 30 Jahren gepflanzt hatte, wenn er hingegen über seine Eltern nicht mehr in Erfahrung bringen konnte, wie, wann und wo sie nach dem Kriege verblieben sind und ihr Ende gefunden haben.

Den Abschluß der Reise durch den Kreis Stuhm bildete die Besichtigung eines besonders schönen dörflichen Vorlaubenhauses — wie sie im Kreis noch mehrfach anzutreffen sind — in Stalle, wo sich zur Ordenszeit die Stallungen für die Marienburg befanden.

Nach dem Besuch der wieder in allen Teilen aufgebauten Marienburg bogen wir ab über Braunsvalde nach Parpahren und Usnitz — die Zeit scheint hier stehengeblieben zu sein — und fuhrten auf holprigem Kopfsteinpflaster bis zur Weißenberger Chaussee, die heute asphaltiert ist. Wir erreichen die Anhöhe des Weißen Berges, auf dem nur noch die Sokkel-Ruine des ehemaligen Westpreußenkreuzes steht, und staunten, daß wir zwar noch den Weitblick nach Westen über das Weichsel-Nogat-Delta hatten, aber doch alles ringsum inzwischen von hohem Wald umgeben ist. An der Schleuse, die uns unverändert schien, suchten wir vergeblich den Platz, an dem sich zu unserer Zeit noch der Dreiländerstein befand, wo einst Deutschland (Provinz Ostpreußen), Polen und die Freie Stadt Danzig zusammenstießen. Kein Schiff war auf der Weichsel zu erblicken, auch nicht von den Brücken beim gelegentlichen Überqueren des Stromes. Verwirrend war der Blick auf ein nahes Ufer, das sich dann aber als bewachsene Sandinsel in der Weichsel entpuppte. Offensichtlich wird dieser Punkt an der Schleuse aber oft von Touristen aufgesucht, denn wie erklärte sich sonst die wundervoll bepflanzte und gepflegte Blumenrabatte an der Straßenabzweigung vor der Schleuse?

Noch einmal fuhrten unsere Wagen von hier aus in Richtung Stuhm, vorbei am Waldschlößchen — kaum noch zu erkennen —, vorbei am Bahnhof, an der ehemaligen Volksschule, der ehemaligen Stadthalle, vorbei an der früheren Gärtnerei Stolz, an dem Haus, in dem Tierarzt Dr. Schmidt in den 30er Jahren lebte, vorbei an dem unverändert in rotem Backstein erhaltenen Postamt, am Lehrerhaus, der Peter-Mogge-Schule, dem Rathaus, die Kieslinger Chaussee entlang, vorbei an den Anlagen, in denen auch heute noch Freilichtaufführungen stattfinden, vorbei am Zentralgefängnis, wo unsere Bremervörder Freunde auszusteigen wünschten, um die auch heute noch imposant wirkenden Beamtenhäuser an der Haupteinfahrt näher besichtigen zu können. Dann ging es zurück zur Marienburger Straße. Diese Fahrt erweckte Erinnerungen daran, daß in der Gaststätte von Konradswalde nach dem 20. Juli 1944 seinerzeit eine Wehrmachtshelferin den Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler erkannte und auslieferte. Zwischen Neuhakenberg und Braunsvalde sahen wir auch den Galgenberg mit seinem weißen Sand wieder, wo wir als Kinder mit Hilfe von Eltern und Lehrern nach Scherben aus Gräbern der Vorzeit suchten.

Auf den Wiesen beobachteten wir wie einst die vielen Störche, vor allem hinter Marienburg nahe des Ortes Storchsdorf. Im Abendsonnenschein nahmen wir von der Silhouette des Ordensschlosses an der Nogat Abschied.



Hartwichsbuche und Bismarckturm auf dem Waldberg bei Lichtfelde vor der Sprengung 1945



*Die Fahrtteilnehmer 1976 auf dem Waldberg:
v.l. Breuer, Kortmann, Tetzlaff, Erasmus, Mühler, Busse und Schulz*

Als wir uns dann am Abend noch einmal im Speisesaal des Grand Hotels in Zoppot (ehem. Casino-Hotel) zusammenfanden, um den Abschluß unserer wohlgelungenen Reise zu feiern, wurde uns bewußt, daß dieses gemeinsame Erlebnis der alten Heimat Stuhm uns noch enger verbunden hat in der Erkenntnis gemeinsamer Verantwortung für die Erhaltung eines geistigen Erbes, auf das unser zerrissenes Volk auch in Zukunft Anspruch erheben darf.



Vor dem Burgtor in Stuhm

An Stuhm

von Hildegard Schulz

*Wieder ging ich durch deine Straßen
wie eine Fremde, und doch war ich es nicht.
Vor Jahrzehnten schon von uns verlassen,
doch vergessen von uns, das bist du nicht.*

*Hier war unsere Kindheit, Jugend und Glück;
wir haben gelacht und gesungen, geliebt und geweint,
wir haben geschafft mit Fleiß und Streben vereint,
alles ließen wir hier damals zurück.*

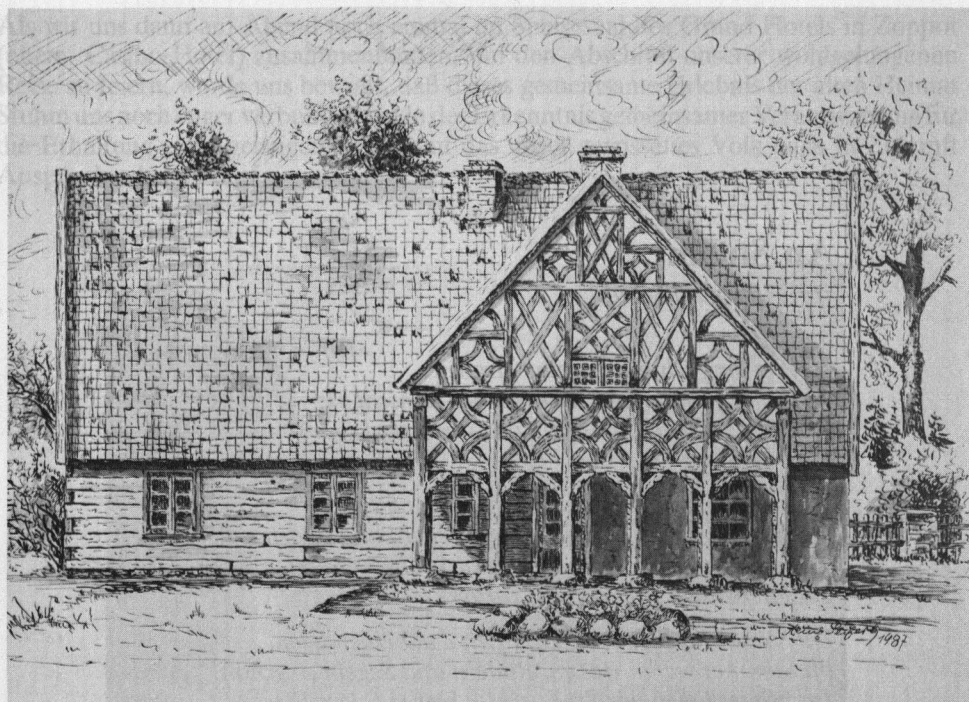
*Du Stadt, wie eine Insel zwischen den beiden Seen,
im Sommer waren Baden, Rudern und Segeln so schön!
Im Winter liefen wir Schlittschuh hier auf dem Eis,
wie gut ich das alles heute noch weiß!*

*Schwer wurden meine langsamen Schritte,
denn in deinem Herzen, in deiner Mitte
– kaum habe ich dich wiedererkannt –
haben die Eroberer all' deine Häuser niedergebrannt.*

*Neu und fremd sind am Markt die Gebäude,
die Menschen, die man trifft, sind fremde Leute.
Einsame Gräber, wo unsere Lieben ihre Ruhe gefunden,
sind ohne Stein, überwuchert oder ganz verschwunden.*

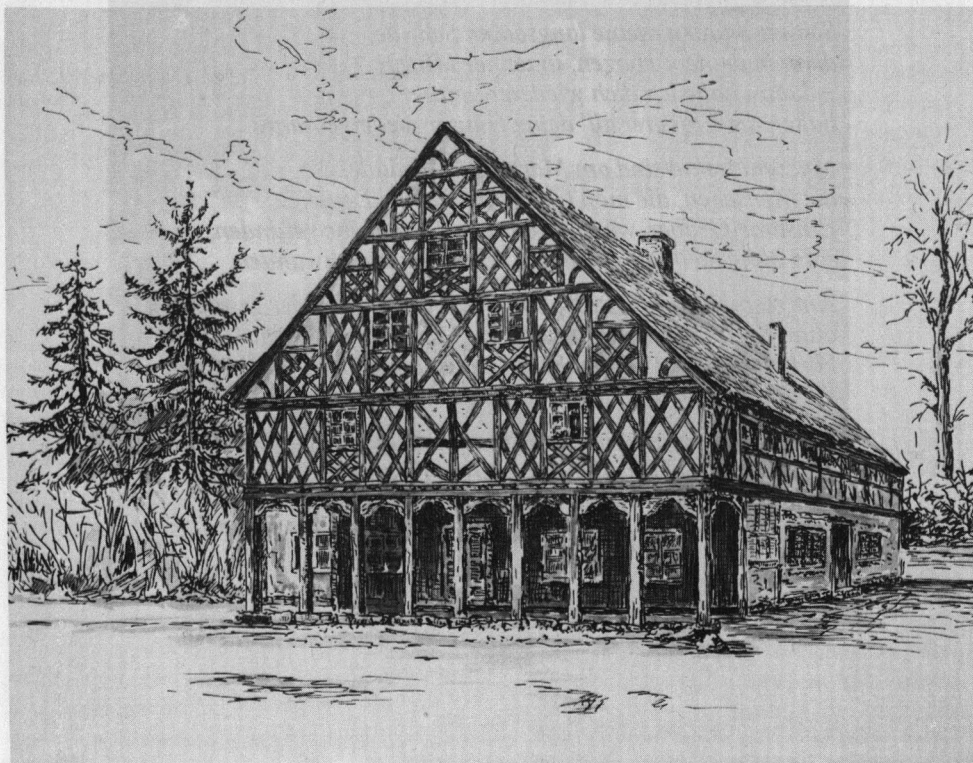
*Am gesprengten Westpreußenkreuz hab' ich wieder gestanden,
ohne Kreuz ist heut' nur noch der Sockel vorhanden.
Parlettensee und Lindenkrug sah ich bei meiner Wiederkehr,
die Stätten von damals sind heute längst nicht mehr.*

*In dir, Heimatstadt, lebten wir unser Leben,
jetzt hat das Schicksal dich anderen, Fremden, gegeben.
Fern bin ich nun wieder von deinem Ort,
doch ich kann sagen mit Freude: „Ich war wieder dort!“*

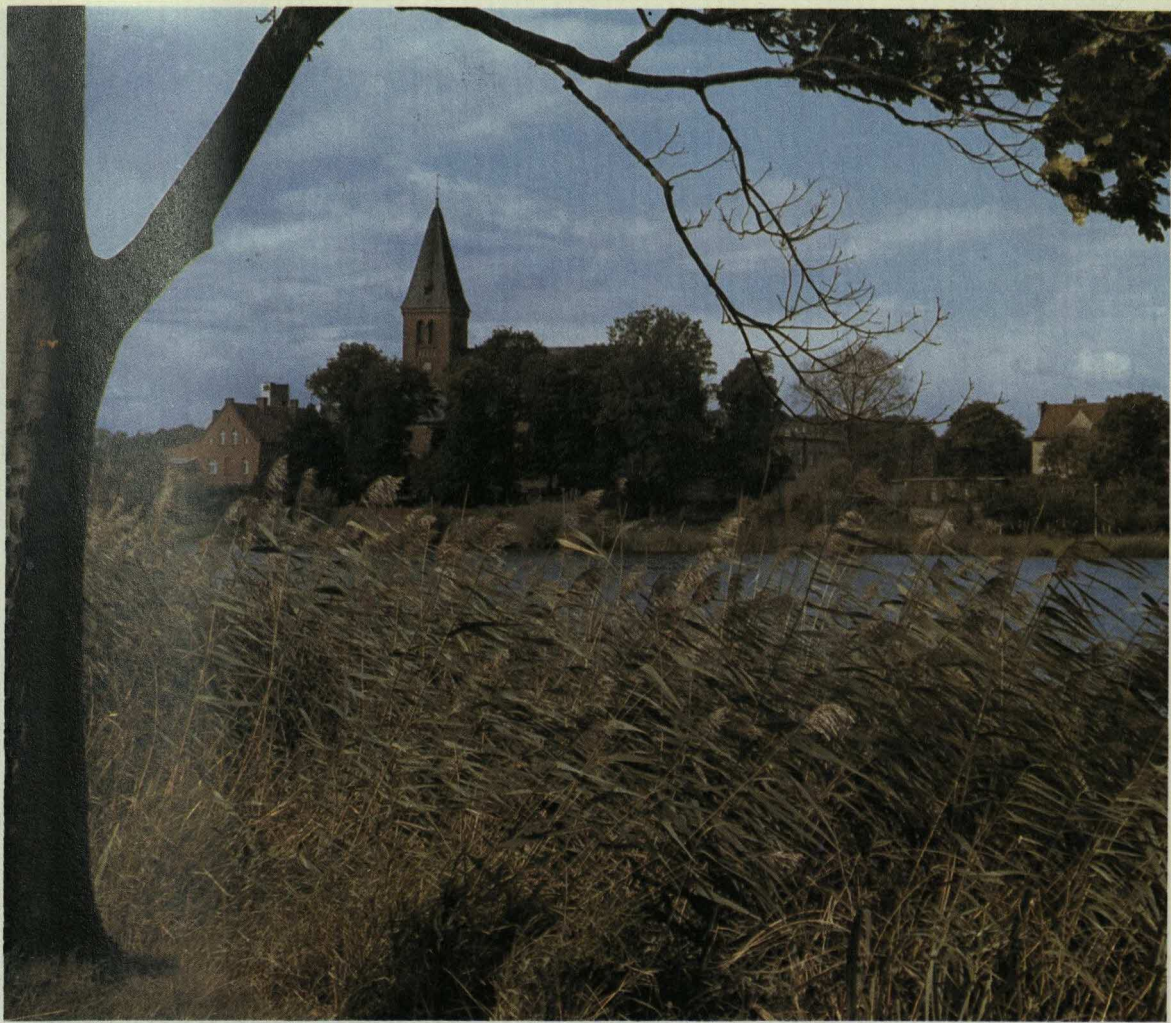


Vorlaubenhaus südlich der kath. Kirche in Lichtfelde

Federzeichnungen: Heinz Seifert



Westpreußisches Vorlaubenhaus



Stuhm, gesehen über den Hintersee



Sorgetal bei Baumgarth



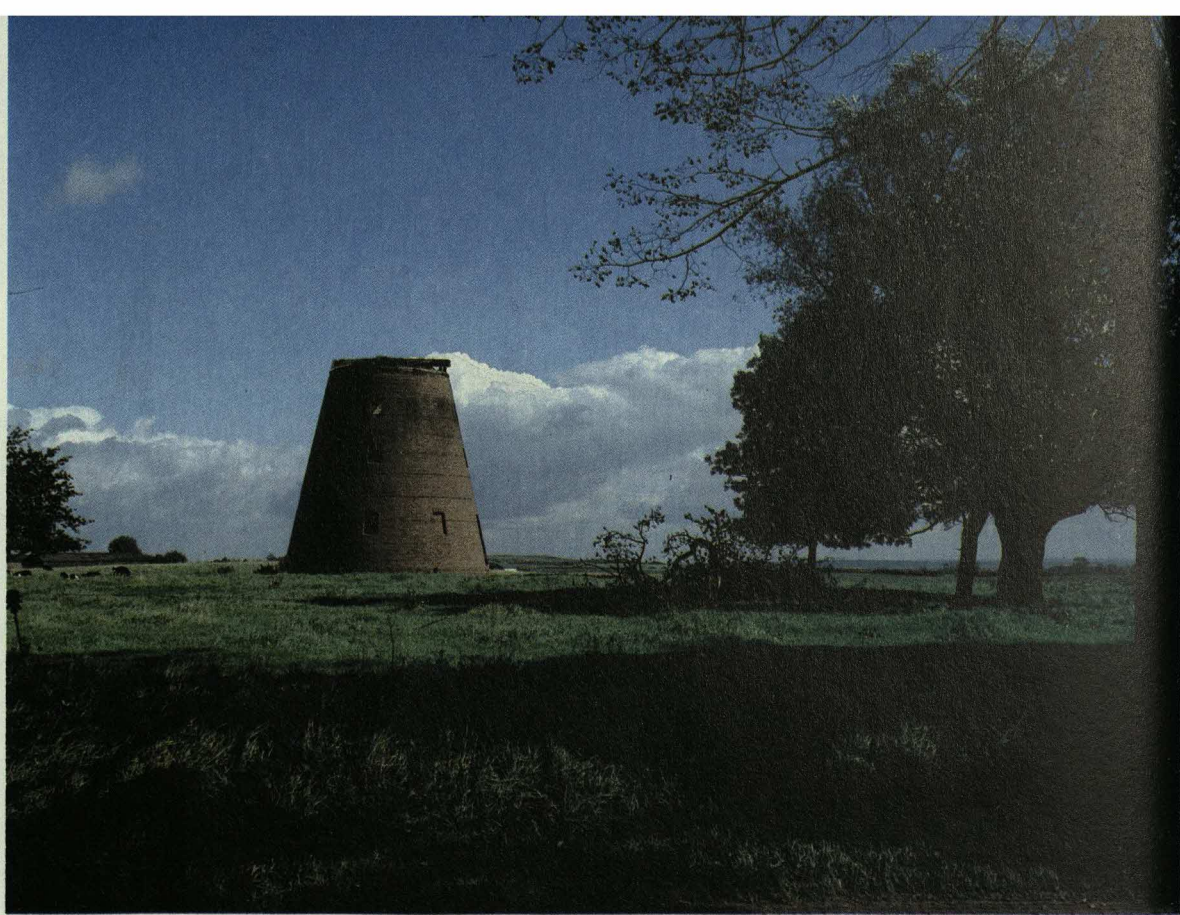
Dorfstraße in Lichtfelde

Bleckkirchen etwa 1 cm und für die
 Tag auch Pfeffernüsse backen. Dazu wird er in lange Rollen verarbeitet (etwa daumendick), und diese werden in 2 - 3 cm lange Stücke geschnitten, welche aufrecht auf das Blech gesetzt werden. Während des Backvorganges formen sie sich zu köstlichen Pfeffernüssen, welche man wahlweise mit Zuckerpuß oder Schokolade (oder auch gar nicht) bestreichen kann. Die Temperatur des Backofens sollte 200 - 220 Grad betragen, die Backzeit 10 - 15 Minuten. In dem Mehl können auch 20 - 25 % Roggenmehl enthalten sein.

Königsberger Marzipan

In unserer westpreussischen Heimat gehörte das Königsberger Marzipan auf jeden Weihnachtsteller. Im Gegensatz zum Lübecker Marzipan, welches in Schokolade gehüllt oder gefärbt und zu Figuren geformt (Früchte, Schweinchen usw.) angeboten wird, ist das „Königsberger“ geflämmt (nicht gebacken). Dadurch entsteht der unverwechselbare Geschmack von gebranntem Zucker und Mandeln.

Die Zubereitung ist heute nicht mehr so umständlich wie früher. Man besorge sich aus einem Süßwarengeschäft oder beim Bäcker Marzipan-Rohmasse, welche im Verhältnis 1 : 1, oder wie man früher sagte „Pfund auf Pfund“, mit Puderzucker verarbeitet wird. Die Masse muß solange geknetet (gewickelt) werden, bis kein Staübchen Puderzucker



Ruine der Mühle in Budisch

Dies und Das aus unserer Heimat

Einige heimatliche R e z e p t e, welche auch im Kreis Stuhm sehr beliebt waren

von Siegfried Erasmus

Pfefferkuchen

Der Pfefferkuchen wurde als Kleingebäck (Plätzchen) und auch als Blechkuchen gebacken. Letzterer war in der Regel auf allen Stücken mit je einer Mandel in den Ecken und einem Stück Succade in der Mitte verziert. Auf die rechteckigen Pfefferkuchenstücke wurden manchmal auch Papierfiguren (Engel, Tannenbäume, Weihnachtsmänner) geklebt, oder sie wurden mit Zuckerguß bestrichen und mit Schokoladenstreusel oder Liebesperlen bestreut. Der Teig des nachstehenden Rezeptes ist sowohl für Blechkuchen als auch für Kleingebäck zu verwenden, und es werden hierzu folgende Zutaten benötigt:

500 g Honig, 1250 g Mehl, 375 g Zucker, 65 g Butter, 15 g Hirschhornsalz,
15 g Pottasche, $\frac{1}{4}$ Liter Milch, 1 Ei, 2 Päckchen Pfefferkuchengewürz.

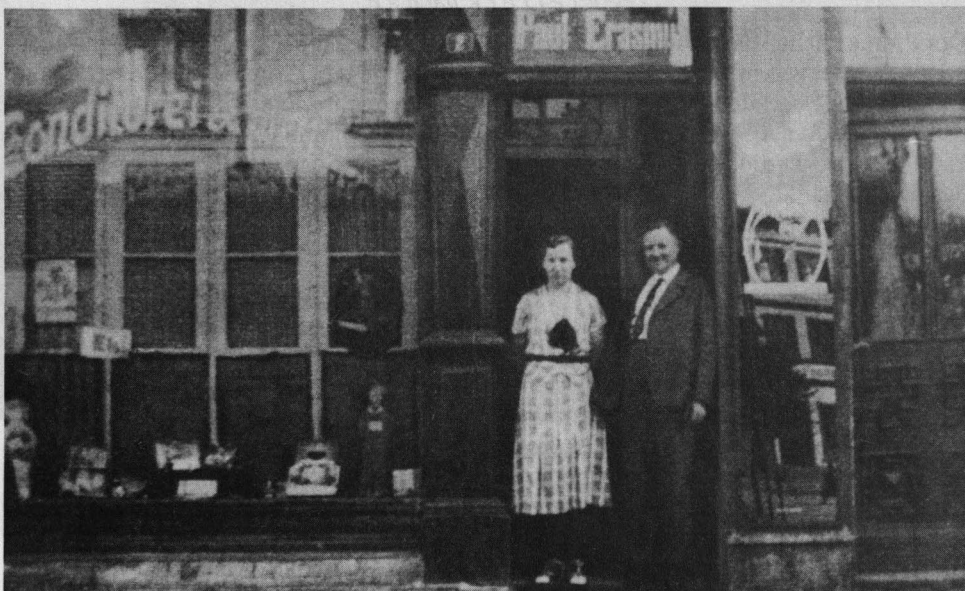
Zunächst wird der Honig zusammen mit dem Zucker und der Butter warm aufgelöst (nicht kochen) und solange gerührt, bis der Zucker nicht mehr körnig ist. In diese Masse wird das Mehl mit dem eingesiebten Pfefferkuchengewürz und dem Hirschhornsalz nach und nach untergerührt. Dazu kommt die in etwas Wasser aufgelöste Pottasche und die Milch, in welche das Ei eingerührt ist. Es ergibt sich ein ziemlich fester Teig, welchen man in einer Schüssel mit etwas Mehl überstreut und dann ca. 8 Tage in einem kühlen Raum (Keller) stehenläßt. — Zur Verarbeitung als Blechkuchen oder Kleingebäck wird der Teig mit etwas Mehl durchgeknetet, bis er nicht mehr klebt, und dann ausgerollt, für den Blechkuchen etwa 1 cm und für das Kleingebäck ca. $\frac{1}{2}$ cm dick. Man kann von diesem Teig auch Pfeffernüsse backen. Dazu wird er in lange Rollen verarbeitet (etwa daumendick), und diese werden in 2 - 3 cm lange Stücke geschnitten, welche aufrecht auf das Blech gesetzt werden. Während des Backvorganges formen sie sich zu köstlichen Pfeffernüssen, welche man wahlweise mit Zuckerguß oder Schokolade (oder auch gar nicht) bestreichen kann. Die Temperatur des Backofens sollte 200 - 220 Grad betragen, die Backzeit 10 - 15 Minuten. In dem Mehl können auch 20 - 25 % Roggenmehl enthalten sein.

Königsberger Marzipan

In unserer westpreußischen Heimat gehörte das Königsberger Marzipan auf jeden Weihnachtsteller. Im Gegensatz zum Lübecker Marzipan, welches in Schokolade gehüllt oder gefärbt und zu Figuren geformt (Früchte, Schweinchen usw.) angeboten wird, ist das „Königsberger“ gebläht (nicht gebacken). Dadurch entsteht der unverwechselbare Geschmack von gebranntem Zucker und Mandeln.

Die Zubereitung ist heute nicht mehr so umständlich wie früher. Man besorge sich aus einem Süßwarengeschäft oder beim Bäcker Marzipan-Rohmasse, welche im Verhältnis 1 : 1, oder wie man früher sagte „Pfund auf Pfund“, mit Puderzucker verarbeitet wird. Die Masse muß solange geknetet (gewirkt) werden, bis kein Stäubchen Puderzucker

mehr vorhanden ist. Dies erfordert viel Geduld, da die Rohmasse erst durch die Handwärme für den Puderzucker aufnahmefähig wird. Wenn das Marzipan nun schön geschmeidig und nicht mehr krümelig ist, kann die Verarbeitung beginnen. Wir rollen eine längere Wurst etwa daumendick aus und schneiden davon 2 cm lange Stückchen ab. Hiervon können wir nun „Teekonfekt“ oder „Marzipankartoffeln“ herstellen. Letztere werden zu Kugeln gerollt und dann in einer Mischung aus Puderzucker und Kakao in einem Sieb geschwenkt. Für „Teekonfekt“ werden die Abschnitte zu kleinen Figuren geformt, z.B. Herzchen, Schnecken, Knoten, Brötchen u.a. Fantasie-Gebilde. Diese werden dann auf einem, mit Pergamentpapier ausgelegten Holzbrett „geflämmt“. Das geschah früher mit glühenden Eisenplatten, welche mit den Enden auf Ziegelsteinen lagen, so daß man die Brettchen mit dem Teekonfekt darunterhalten konnte, solange bis eine schöne Bräunung der Oberfläche entstand. Heute ist dies mit der Oberhitze eines elektrischen Grills oder ähnlicher Geräte wesentlich einfacher.



Konditormeister Paul Erasmus vor seinem Café in Stuhm 1925

Bärenfang

Neben Machandel, Kurfürstlichem Magenbitter, Danziger Goldwasser und anderen west- und ostpreußischen Alkohol-Spezialitäten war auch der „Bärenfang“ ein sehr geschätzter Likör, nicht nur bei den Damen! Man kann ihn hier und da noch in den Regalen der Spirituosenabteilungen der Geschäfte finden, doch auch die eigene Herstellung ist ohne große Schwierigkeiten möglich. Hierzu benötigt man:

750 g flüssigen Honig, $\frac{1}{2}$ Liter 96%igen Alkohol, 1 Stück Stangenzimt,
1 Vanilleschote und 3 Nelken.

Man läßt Zimt, Vanille und Nelken in 2 Tassen heißem Wasser eine halbe Stunde ziehen, bis ein bräunlicher Sud entsteht. Wenn dieser abgekühlt ist, mischt man den Honig darunter und gibt den Alkohol dazu. Es muß alles gründlich durchgemischt werden, bevor es in Flaschen gefüllt werden kann. Diese dürfen nicht ganz voll sein, damit man sie schütteln kann, denn zunächst setzt sich der Honig unten ab. Man kann den „Bärenfang“ schon frisch trinken (er muß ja abgeschmeckt werden), aber erst nach längerer Lagerung entfaltet er sein volles Aroma und wird gern genossen. — „Prosit“!

Martini man die Gänse schlachtet

von Hubert Kortmann, Mirahnen

Hühner, Enten und Puten wurden bei uns in Mirahnen damals selbst gezüchtet. Anders war es mit Gänsen. Kurz vor der Ernte kam ein großer Wagen mit zwei, meist mageren, Pferdchen davor auf den Hof gefahren. Laut schnatterten darauf unzählig viele voll befederte Junggänse. Der Handel ging los. Es war ja Inflationszeit, deshalb wurden die Gänse gegen Getreide, Weizen, Erbsen, je nach Wunsch und Vermögen, getauscht. Meist wurden 20 Gänse eingehandelt. Sobald die Felder abgeerntet waren, wurden die Gänse auf den Stoppelfeldern gehütet, später dann gemästet und ab November etappenweise geschlachtet. Jedesmal suchte Köchin Lene etwa sechs aus. Die durften keine Speile haben, das hing irgendwie mit dem Federwechsel zusammen.

Auch das Schlachten besorgte Lene alleine, zum Rupfen hatte sie aber Hilfe. Zuerst wurden die großen Federn gezogen, dann auch, gesondert in Beutel getan, die Daunen. Es kostete schon viel Mühe, ehe die Tiere abgeflämmt und gewaschen am Haken hingen. Meist wurde eine zum nächsten Sonntagsbraten verwandt. Die anderen wurden zerteilt, die Gänsebrüste geräuchert und die Schinken, Flügel, Mägen als Weißsauer eingewekkt. Solch schmackhafte Gänsebrust habe ich hier im goldenen Westen in keinem noch so teuren Delikateßwarengeschäft kaufen können. Aber auch das Weißsauer zu Bratkartoffeln mundete vorzüglich. Ich freute mich bei der ganzen Gänseschlachtereier aber am meisten auf das „Schwarzsauer“. Aus den nicht verarbeiteten Gänseteilen, Rücken, Köpfen, Fluchten (Flügel), Pfoten wurde eine kräftige Brühe gekocht, Backobst, schließlich durch etwas Essig flüssiggehaltenes Gänseblut hinzugetan. Natürlich gehörten dazu auch die Keilchen aus Weizenmehl und Eiern. Warum die so lecker waren, kann ich euch nicht sagen, dazu gehörte eben Mutters Hand.

Schlachtfest in Mirahnen vor 65 Jahren

von Hubert Kortmann

Als Quintaner des Riesenburger Realgymnasiums war ich bei Tante Hanna im 10-Personenhaushalt in Pension. Dort war Schmalhans Küchenmeister, denn die Inflation lief auf Hochtouren. Im Februar 1921 war ich schon etwas erkältet zum Wochenende nach Hause gekommen. Ich durfte deshalb neben Mutter schlafen. Vielleicht hab' ich in der Nacht zum Montag extra etwas laut gehustet. Mutter entschied, du bleibst zu Hause. Das war also geritzt. Ich wußte, es sollte geschlachtet werden. Alles war vorbereitet. Im großen Kartoffelkessel in der Futterküche brodelte das Wasser. In der Wagenremise nebenan war Platz geschaffen. Der große Brühtrog — von uns zweckentfremdet auch zum Kahnfahren benutzt — und ein Strick mit dem Krummholz lagen bereit.

Pünktlich um 8.00 Uhr kam Herr Fiedling aus Nikolaiken (ein Bruder des vielen Stuhmern sicher bekannten Friseurs) auf seinem Einspanner auf den Hof gefahren. Er war Schlachtermeister, jetzt aber Viehhändler und nur bei uns auch Hausschlachter. Sofort ging's los. Jolante, so um die 4 Zentner, wurde aus dem Stall geführt und fachgerecht geschlachtet. Köchin Lene hat das aufgefangene Blut kräftig gerührt und war mit dem fast gefüllten Steintopf in der Küche verschwunden. Deputant Fehrmann half das Schwein in den Brühtrog zu legen, schaffte nun Brühwasser heran und half beim Säubern mit der

Glocke. Herr Fiedling schnitt an den Hinterfüßen eine starke Sehne frei und befestigte das Krummholz. Jetzt hieß es in die Hände gespuckt, und Jolante hing hoch am Balken, die Nase nur knapp über dem Erdboden. Die letzten Borsten wurden wegrasiert und ruck-zuck waren die Innereien entnommen, das Schwein halbiert und dann weiter zerteilt.

Erst wurde nun das Fleisch in die Speisekammer zum Auskühlen gelegt. Es gab ja damals weder Gefrierschrank noch Kühltruhe. Deshalb wurde viel eingeweckt: so gebratene, wie gedämpfte Karbonade, Brat- und Königsberger Klops, Filetbraten und Schweinerippchen. Die Schinken und der Speck wurden gesalzen, gepökelt und dann geräuchert. Halt, da fällt mir ein, als ich beim Halbieren des Schweins zuschaute, schickte Herr Fiedling mich mit dem Hirn in die Küche; das durfte ich nun zum zweiten Frühstück mitessen. Hirn mit Ei und Zwiebeln, von Mutter zubereitet, lecker, lecker! Während die Männer draußen die Därme reinigten, brodelten im großen Kupferkessel schon das Wellfleisch und der Kopf.

Am Nachmittag wurde gewurstet. Herr Fiedling war für die Dauerwurst zuständig. Mindestens eine Schulter wurde zerschnitten und durch den Wolf gedreht, etwa die gleiche Menge Rindermett dazugetan, alles im Brotrog gewürzt und durchgeknetet und dann mittels des Wolfs in die Därme gepreßt. Aufgehängt wanderten sie in die Räucher-
kammer.

Kochwurst zuzubereiten, war Mutters Revier. Für die Leberwurst wurde die rohe Leber dreimal durch den Wolf gedreht, mit feingeschnittenem Wellfleisch in eine große Emailschüssel getan, im Schmalz gedünstete Zwiebeln, Pfeffer, Salz und Majoran hineingegeben und richtig abgeschmeckt. Mutters Leberwurst war ein Gedicht! — In der zweiten Schüssel wurde die Blutwurst vorbereitet, zu dem zerkleinerten Schweinekopf das durchgeseibte Blut, Pfeffer und Salz getan und sorgfältig gemengt.

Die Grützwurst war eine, mit in fetter Brühe gequollener Gerstengrütze, verlängerte Blutwurst. Ehe ich es vergesse, Mutter machte auch Zungenwurst; dabei wurden in dicken Därmen vorgekochte Zungenstücke beigegeben. Das Wurstkochen ging dann so vor sich: Die Wellfleischbrühe brodelte im Kupferkessel, mittels eines Trichters aus Horn wurden die Därme gefüllt, zugebunden und dann gekocht. Sie sollten zwar nicht platzen; eine oder die andere platzte aber doch, und das gab eben die gute Wurstsuppe.

Obwohl Mutter sicher einen anstrengenden Tag hinter sich hatte, war am Abend noch Lehrer Schwanitz und Familie zu Gast, auch Onkel Felix hatte zufällig im Nachbardorf einen Patienten, hieß den Kutscher abbiegen und ließ sich die frische Wurst schmecken.

Der Kreis Stuhm — Quelle westpreußischer Märchen

aus: Alfred Cammann „Märchenwelt des Preußenlandes“

Wenn in der Literatur und Forschung von „westpreußischen Märchen“ die Rede ist, so kann man gewiß sein, daß die Spuren in den Kreis Stuhm führen, und die Quellen umfangreicher Sammlungen hier zu suchen sind. Behauptet doch der anerkannte Forscher und Sammler Alfred Cammann: „Kein Kreis in deutschen Landen ist in neuerer Zeit derart fündig geworden an Märchen und Geschichten wie der Kreis Stuhm. Hier in den Dörfern Parpahren, Stuhmerfelde, Usnitz am Rande des Rehhofer Forstes ist das Erzählen von Märchen und Geschichten bis in den zweiten Weltkrieg hinein lebendig geblieben — im Gegensatz zu Westdeutschland, wo es nur noch in Büchern lebendig war.“

„Und hier, wo noch alte Gemeinschaft und Überlieferung sich begegnen, echtes Volkstum lebendig ist, erzählt nicht der Mensch allein, etwa der Arbeiter Restin in Stuhmerfelde — auch noch später seine Tochter Anna Spurgarth im Dachstübchen im Rheinland, fern ihrer Heimat — hier erzählt mit ihnen eine Geschlechterfolge von Menschen, da erzählt der Bühnenarbeiter Jankowski, der schon lange tot ist, der Renk, der Drawe, der Sauff usw. Alle sind sie mit dabei, wenn der eine aus der Überlieferung erzählt. In einem Märchen-dorf wie Parpahren laufen die Geschichten einer ganzen Landschaft zusammen; wie die Männer als Träger der Erzählung, Land- und Wasserbauarbeiter, Soldaten, Händler, Handwerker und Waldarbeiter und Instleute, die weit ins Land abwanderten und voller Geschichten wieder heimkehrten.

Und nicht nur des Menschen Werk allein ist es. Da erzählt der Wald, der tiefe Rehhofer Forst, in dem die Schlangenkönigin lebt, oder man hört die Wasser der Weichsel und Nogat oder den Schwarzen See tief im Walde erzählen, etwa von der versunkenen Glocke, die da Ostern läutet, aber auch von Eisgang und Deichbruch. Da erzählt das Land mit seinen Hügeln und Schluchten, dem Schloßberg, der wahrscheinlich die Ordensburg Zantir, die Vorburg der Marienburg birgt, und den Parowen, der Schloßparowe und dem „mörderischen Krug“, dem Schimmel und den Ordensherren mit den grauen Gesichtern.

Doch da sitzen mit am Tisch der kleinen strohgedeckten Kate vor dem Waldrand die graue Sorge, die Not und das Elend der armen Leute, die es zu Hause nicht mehr aushalten und mit ihren Helden in das Abenteuer flüchten. Zu bestimmten Stunden wärmt sich aber auch auf der Ofenbank das Glück, wenn den Kindern der Duft der Bratäpfel in die Nase sticht, und das Märchen die Freunde an die Hand nimmt und durch Fährnis und Ängste in eine friedvolle, sorgenlose, lebenswerte Zukunft führt.

Heimat ist nicht nur der Raum, Heim und Dorf und das schmale sandige Feld des Arbeiters oder der fette Acker der Domäne, des Rittergutes und alten Ordensvorwerkes Wengern, nicht nur die Landschaft ringsum hoch über dem Fluß, wie man sie kennt und liebt, die man erlebt und im Unheimlichen auch erleidet. — Grundlage menschlicher Existenz, ein Beziehungsfeld seines Seins. — Heimat ist auch der Mensch, die Gemeinschaft oder die Familie, auf die östliche Völker ihren Begriff der Heimat zurückführen, die Familie, in der auch Geschichten die Generationen überdauern wie in der Erzählerfamilie Restin-Spurgarth. Letztlich ist Heimat nicht nur Raum und Mensch allein; Heimat ist auch das Tun und Wirken, die Arbeit — ausgesprochen, wenn Anna Spurgarth im Heimweh sagt: ‚Wenn ich doch unseren Wald hätt‘ und meine Arbeit!‘ In allem Tun, das in einem Ordnungszusammenhang geschieht, ist darum auch das Erzählen ein Wirken an der Heimat.“

Rosenkranz

von Max Spurgarth, Enkel Karl Restins, Parpahren

In der Zeit, als Gott noch auf der Erde wandelte, so kam er auch in die Gegend, die man Parpahren nannte. Da lebte ein Mann, es sollte ein Gotteslästerer gewesen sein. So ist Gott zu diesem Mann gegangen und fragte ihn, ob er viel Land möchte haben, und ebenso Vieh. Der Gotteslästerer sagte „Ja“ zu Gott, „aber ich glaube ja nicht an Gott und Gespenster“, und damit meinte er, daß er Land und Vieh nie bekommen werde. So hat Gott ihn mitgenommen. Wie sie ein Stück gegangen waren, sagte Gott: „Hast Du auch heute Dein Gebet zu Gott gesandt?“ Da sagte der Mann: „Gott gibt mir doch kein Brot,

„muß es mir selber verdienen!“ Da sind sie ein Stück weitergegangen, da fragte Gott ihn wieder: „Wenn jetzt auf einmal Brot und Wein vor Dir liegt, möchtest Du dann mit mir zu Gott beten?“ Da sagte dieser Lästler: „Ich glaube an kein Wunder!“

So sind sie noch ein Stück gegangen, und siehe, auf einmal schwebte vom Himmel ein Korb herunter, genau vor die Füße des Gotteslästlers. In diesem Korb war Brot, Wein und ein Rosenkranz. Da sagte dieser, ohne daß Gott ihn ansprach: „Jetzt glaube ich an Gott und werde Gott ehren, solange ich lebe, und werde meine Kinder nur Gottes Wort lehren!“ Da sagte Gott zu ihm: „Ich bin es selbst, und diese Äcker sind Dein!“

Die Äcker waren so in der Form wie ein Rosenkranz. So heißt es noch heute „Rosenkranz“.

Anmerkung der Redaktion: Rosenkranz lag an der Nogat zwischen den Dörfern Usnitz und Weißenberg, umfaßte 52,2 ha und hatte 1910 sechzig Einwohner. Das Dorf wurde 1928 — bei Auflösung der Gutsbezirke und der Zusammenlegung kleinerer Gemeinden — mit den Forstkolonien Werder, Ehrlichruh, den sogenannten Polken, und der Gemeinde Weißenberg zu der Landgemeinde Weißenberg vereinigt.

Sehnsucht

von Meta Stolz, Stuhm

*Nun brechen daheim alle Äcker auf,
und Saat keimt dem Lichte entgegen.
Würzig steigt aus der Erde der Duft —
Zweige in zartestem, lichtestem Grün
wiegen an heimlichen Wegen.*

*Nun spielt auf den Seen das Sonnengold,
Vogelruf lockt in den Bäumen — —
Schwäne brüten verborgen im Schilf, —
Blumen erstehen und färben sich bunt — — —
und von der Heimat kann ich nur träumen!*

Eine Wanderung zum Schwarzen See

von Johannes Klosinski, Stuhm 1931

„Sie stehen unmittelbar vor dem Schwarzen See und können ihn trotzdem nicht sehen“, hörte ich des öfteren erzählen. Das ist doch merkwürdig, dachte ich; aber auch das Sagenhafte und das Geheimnisvolle, das diesen See umwebt, lockte mich nach Ort und Stelle. Auf welchem Wege gelangt man nun dorthin?

Um zum Ziel zu kommen, wählt man die Strecke Stuhm — Lindenkrug — Försterei Ostrow-Lewark — Försterei Werder. Ein zweiter Weg führt über das Waldschlößchen. Daneben führen noch ungefähr ein halbes Dutzend Wege und Pfade zum Schwarzen See. Schon die vorbezeichneten Namen zeigen, daß sich die Wanderung im Waldgebiet vollzieht, im herrlichen Mischwald. Uralte Eichen wechseln mit mächtigen Buchen und anderen Waldriesen, in deren Geäst ‚Meister Hämmerlein‘ der Specht, fleißig bei der Arbeit, die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich zieht. Besonders reizvoll nehmen sich hier auch die in den einzelnen Waldrevieren eingelegten Wiesen aus. Von schlanken Birken umrandet, in deren Gerank sich zuweilen ein Eichhörnchen wiegt und neckisch seine Akrobatikstücke ausführt, wird hier eine recht effektvolle Wirkung hervorgerufen. Bietet sich nun dem Wanderer die Gelegenheit, daß gerade Meister Lampe nebst Familie auf diesen Waldwiesen sein „Weekend“ veranstaltet oder gar ein Mutterreh mit seinem Zicklein, des Lebens sich freudig, muntere Sprünge ausführt, glaubt man sich in einen Märchenwald versetzt, von dem uns das Großmütterlein in unserer Jugend so oft erzählte.

Wie ich den Schwarzen See fand, und was ich dort gesehen habe? Ich will gern gestehen, wenn ich nicht in der Person eines Kollegen einen sachkundigen Führer gehabt hätte, es mir doch reichlich schwergefallen wäre, den See zu finden, trotzdem ich aus meiner Afrikanzeit auf dem Gebiete der Orientierung gerade kein Neuling bin. Denn auch ich stand vor dem See und — sah ihn nicht. Ein Widerspruch, den die Natur hier zur Wahrheit macht. Dieser Naturstreich findet in dem Widerschein der Ufervegetation, in dem schwarzen Wasserspiegel, seine Aufklärung.

In einem kraterähnlichen Gebilde, einer Senke von ungefähr 10-12 Meter, liegt dieser 2000 qm große Sagensee. Ich steige das teilweise leicht ansteigende Ufer hinunter und gelange so an den Wasserspiegel. Welch schöner Anblick! Ergriffen von soviel Naturschönheit, setze ich mich auf einen entwurzelten Baumriesen und lasse dieses Naturereignis auf mich einwirken. Tiefschwarz ist das Wasser, ruhig und glatt wie ein Spiegel liegt der See da. Als unteren Abschluß sieht man Stauden von Mummeln und Seerosen, den oberen Abschluß bilden uralte Baumriesen der verschiedensten Art, die mit ihrem prächtigen Grün einen Kranz bilden, der durch die eingestreuten Birken mit den tief herabhängenden Ranken sich besonders reizvoll ausnimmt.

Die Lichtreflexe der Sonne versuchen, das dichte Laubgewinde zu durchdringen und schießen in goldenen Strahlen in die schwarze unergründliche Tiefe des Sees. Hoch in den Lüften kreisen zwei Bussarde im Gleitflug dahin, als fürchteten sie, diese heilige Ruhe durch ihren Flügelschlag zu stören. Und über diesem ganzen Zauberbild ein lichtblauer klarer Himmel. — Doch was ist das? Plötzlich höre ich Glockengeläut; es kommt von den Türmen der Stuhmer Gotteshäuser und erhöht so die hier herrschende feierliche Stille.

Es ist ein verzauberter See. Viele Sagen knüpfen sich an seine Geschichte. Einst soll an dieser Stelle eine Kirche gestanden haben, die versunken ist. Bisweilen wollen alte Leute um Mitternacht hier Glockengeläut vernommen haben.

Das ist der Schwarze See.



Rast auf der Schulwanderung am Schwarzen See,
v.l. Elfriede Jahnke, Irmgard Lubowski, Gerda
Zottmaier u. Ursel Mularski Mai 1931

In einem Brief vom 20. Februar 1944 schrieb Anna Spurgarth an Alfred Camman: „Sagen vom Schwarzen See im Rehhofer Forst“
Der Schuhmacher Sauff hat uns erzählt: Vor Jahren ist dort eine Kirche verwünscht. Am Osterfeiertag, da halten sie Kirche ab; denn dieselbe war voll Leuten, die Laster trieben. Und so ist sie verwünscht. Aber um 12 Uhr mittags, da kommen welche im Nebel raus und decken den Tisch. Die sind schwarz wie das Wasser! Und der See ist noch heute im Walde, und wenn ich im Sommer mit meinen Kindern zum Beerenpflücken geh', so erzähl ich ihnen auch davon, aber ich kläre sie auf.

Die Schulchronik von Stuhmerfelde berichtet — laut Abschrift durch Alfred Camman vom 20.2.1944:

Vor vielen, vielen Jahren begaben sich bei Nacht drei Männer an den Schwarzen See, um zu fischen. Der eine von ihnen machte einen sehr reichen Fang, dieweil die beiden anderen leer ausgingen. Neidisch und erzürnt verabredeten sie nun, ihren vom Glück bedachten Genossen bei dem nächsten nächtlichen Fang zu verlassen in der Annahme, daß er aus Furcht das Fischen einstellen werde. Gesagt, getan! Und in der Tat, der so Zurückgeblassene bekam es mit der Furcht zu tun und wollte den beiden folgen. Plötzlich steht eine schwarzgekleidete Frau von seltener Schönheit und Anmut lichtumflossen vor ihm. Händeringend bittet sie den Mann, drei Nächte lang zum Fischfang zu kommen, er würde reichlich belohnt werden. Wenn er angesprochen werden sollte, dürfe er jedoch nicht antworten. „An der Erfüllung dieses Wunsches liegt meine Erlösung“, seufzte sie. „Niemals wieder“, klagt sie mahnend, „darf ich mich einem menschlichen Wesen nähern, wenn mir dieser Wunsch versagt bleibt!“ Tiefschüttert steht der Mann da, doch da packt ihn die Angst, und fluchtartig folgt er seinen Kameraden. So hat der Schwarze See sein Geheimnis behalten.

Das „Cammann-Archiv“ in Rotenburg an der Wümme

Der Märchensammler und Erzählforscher Alfred Cammann hat im November 1984 sein umfangreiches Archiv dem Institut für Heimatforschung übergeben. Leiter ist hier der aus Schlesien stammende Volkskundler Dr. Günter Petschel. Mit dem Seminar für Volkskunde der Universität Göttingen — Ordinarius Prof. Dr. Rolf-Wilhelm Brednich — ist das Institut seit 1965 verbunden. Träger ist der Heimatbund Rotenburg (Wümme). So nimmt es nicht wunder, daß die volkskundlichen Überlieferungen aus dem Kreis Stuhm einen gewissen Schwerpunkt der Sammlung bilden. — Mit beiden Wissenschaftlern ist Cammann seit Jahren befreundet, so daß die Aufbereitung und Weiterarbeit an den Archivalien gesichert sein dürfte, wie es sich der nunmehr 75jährige wünscht.

Das Material umfaßt die Bücherei mit mehr als 2000 Bänden, Broschüren, Zeitungen und Zeitschriften, über 810 prallgefüllte Sammelmappen mit Korrespondenzen, etwa 100 Ordner mit Manuskripten, etwa 3000 Fotoabzüge, 3000 Negative und 1700 Diapositive, 311 Tonbänder, Kassetten und Schallplatten. Damit sind sowohl die Forschungsergebnisse aus Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien, als auch die Sammlungen aus dem Südosten von den Volksgruppen der Donauschwaben, Ungarndeutschen, Karpaten-, Dobrudscha-, Bessarabien- und Rußlanddeutschen sowie aus Siebenbürgen in Rotenburg (Wümme) eingestellt.

Alfred Cammann, geboren in Hann. Münden am 7. Juli 1909, studiert in Göttingen, Königsberg/Pr. und München. Seine erste Stelle als Studienassessor in Marienwerder/

Westpreußen 1935 bringt zugleich auch die erste Begegnung mit mündlichen Erzählüberlieferungen, unter anderem in dem später berühmtgewordenen Märchendorf Parpahren im Kreis Stuhm.

Nach Kriegsteilnahme, ansässig als Pädagoge in Bremen, setzt er die volkskundliche Feldarbeit mit der Sammlung von Erzählüberlieferungen, vorzugsweise Märchen, bei den angesiedelten Heimatvertriebenen fort. 1956 wird er aufgefordert, die volkskundliche Bestandsaufnahme im Raum Bremen zu übernehmen. Im Rahmen der von ihm gegründeten „Forschungsstelle für Volkskunde in Bremen und Niedersachsen“ geht er überaus erfolgreich auf Märchensuche. Bereits 1961, vier Jahre nach der Gründung, wird die Sammlung westpreußischer Märchen gedruckt.

Sehnsucht im Herbst

von Meta Stolz, Stuhm

*Weit in der Ferne steht ein Wald
von Kiefern, die im Winde wehen,
von Bäumen, deren Laub nun fällt —
die kleinen, ersten Tannen stehen,
wo braune Rehe horchend gehen
fernab von allem Lärm der Welt.*

*Der Wiesen Blühen ist vorbei.
Die Birken an dem Wasser tragen
so müde Zweige, Sommer war.
Ihr Laub ist gelb, ihr Laub ist rar.
Wer weiß, wohin der Wind es trug!
Vielleicht zu mir, und meiner Sehnsucht Flug
trägt mich in jene Fernen,
wo ich einstmals war.*

„Ferien auf dem Lande“ im Kreis Stuhm

Erinnerungen aus den Zwanziger Jahren von Gerda Zottmaier, Stuhm

Wenn meine Gedanken in die Kindheitstage zurückwandern, dann sehe ich nicht nur im Geist die alte Heimat mit der Silhouette der Stadt Stuhm vor mir, dann gehe ich nicht nur die Allee vom Zentralgefängnis zur Stadt entlang, dann höre ich nicht nur das lebhaftes Getümmel an warmen Junitagen in der Badeanstalt am Hintersee, dann ist mein Herz auch von Dank erfüllt wegen der schönen Sommerferientage auf Antonienhof.

Und weil ich weiß, daß auf vielen der Gutshöfe und landwirtschaftlichen Betriebe in unserer Heimat es üblich war, daß man Kinder von Verwandten und Bekannten — oft in großer Zahl — als Gäste einlud, „Ferien auf dem Lande“ zu machen, soll heute das Loblied gesungen werden auf alle jene, die Haus und Herz und Hof öffneten, um uns Kindern und Jugendlichen aus der Stadt diese erholsame Freude zu bereiten. Wir nahmen es damals so selbstverständlich, daß jedes Jahr neu uns der Weg offenstand, für vier Wochen in den den Ferien nach Antonienhof zu gehen.

So marschierten wir am ersten Ferientag um 10 Uhr bei heißem Sonnenschein die von Apfelbäumen gesäumte Landstraße in Richtung Kiesling. Wurde uns das Gepäck zu schwer, dann blieben wir stehen, schauten zurück auf die Stuhmer Anlagen, die Wind-

mühle Talarowski, das Wasserwerk, und wußten, den halben Weg hatten wir geschafft, wenn wir am Gehöft von „Bella“ Krause vorbeikamen.

Nur wenige Etappen unseres Weges danach — von Apfelbaum zu Apfelbaum von uns gemessen — sahen wir auch schon zur Rechten am Rande eines großen Weizenfeldes die dunklen Spitzen einer hohen Tannengruppe am Horizont, „unser“ Wahrzeichen von Antonienhof. Fast am Ziel waren wir, wenn wir von der Chaussee nach rechts abbogen, und unser Weg uns an den weißen Insthäusern vorbei den Hügel hinaufführte vor das Wohnhaus von Antonienhof.

Still lag der große Hof — eingerahmt im Quadrat von Wohnhaus, Speicher, Stallungen, Scheune, Wagenremisen und Geflügelhäusern —, denn zu dieser Zeit war alles auf den Feldern oder im Garten. Nicht sehr viel Zeit nahmen wir uns für eine Begrüßung von Onkel und Tante — so durften wir sie nennen —; und schon führte unser erster Weg zum Teich, um nach dem Fußweg ein erfrischendes Bad zu nehmen und vor allem die anderen Feriengäste zu begrüßen, die wir mit Recht hier vermuteten.

Als ich 1975 Antonienhof wiedersah — die Gebäude standen alle noch, aber der ehemals große Garten war eine von Kälbern festgetrampelte ungenutzte Fläche —, fand ich den Teich unverändert, von alten Weidenbäumen umsäumt. Aber jetzt konnte ich es kaum begreifen, mit welcher Wonne wir als Kinder in diesem nicht gerade klaren Gewässer unsere ersten Schwimmkünste ausübten. Dabei war damals gerade in den ersten Wochen der Ferien das Baden und Kahnfahren unser Hauptvergnügen, bis dann endlich die Ernte begann.

Für uns Kinder wiederholte sich dabei Tag für Tag das gleiche Erlebnis. Frühaufsteher waren wir nicht und betraten — nach einem ausgiebigen Frühstück — erst den Hof, als die Sonne schon heiß vom Himmel brannte. Hatten wir Glück, dann war gerade wieder ein Leiterwagen in der Scheune von seinen Roggengarben entleert worden und kam nun in leichtem Tempo über den Hof gefahren für die Rückkehr auf das Erntefeld. Noch während der Fahrt kletterten wir zwischen die Leitersprossen des Wagens, der nun im weiter sich steigernden Tempo die Straße vom Hof hinabfuhr. Natürlich kannte uns der Gespannführer, denn er arbeitete mit seiner Familie schon jahrelang auf diesem Hof, und hatte uns zuliebe erst noch das Tempo seiner Fahrt verlangsamt, damit wir besser aufsteigen konnten. Auf dem Erntefeld angekommen, gab es erst mal eine Begrüßung mit den Frühaufstehern, die vor uns schon da waren.

Heute wundert es mich nur, daß wir alle, auch die älteren Schüler, damals nicht auf die Idee kamen, nun auch mal richtig mitzuhelfen bei der Erntearbeit. War dann der Wagen kunstgerecht mit Garben beladen, schaute am Ende nur noch ein Brett heraus, mal kurz, mal länger, und zwar so niedrig, daß wir uns für die Heimfahrt zur Scheune darauf setzen konnten. Im Reitersitz fanden wir zu Viert oder Fünft dort Platz, wobei der letzte manchmal herunterrutschte, wenn der Wagen ächzend und auch schwankend in die Kurve ging. War das Brett außergewöhnlich lang, und die älteren Jungen ließen sich dazu herab — wegen der nahen Mittagszeit —, mit uns zusammen zurückzufahren, konnte es passieren, daß diese Meute das Schaukelspiel auf dem Brett so arg trieb, bis es abbrach. Ernsthaft ist zwar nie etwas dabei geschehen, aber ich bewundere bis heute die Geduld des Hausherrn, daß er unser übermütiges Treiben mit so sichtbarer Schadenswirkung nicht verbot. Ebenso wundert es mich aber auch, daß wir nicht müde wurden, immer wieder die gleiche Tour hin aufs Feld und zurück zum Hof zu machen, bis uns höchstens der Hunger zum Essen ins Haus trieb.

Beim Rückblick auf jene Tage bewundere ich heute aber auch die Güte und Geduld, mit der Onkel und Tante unser lebhaftes Treiben am gemeinsamen Eßtisch ertrugen, denn zusammen mit den Älteren in unserer Runde — ich selbst war erst 8 oder 9 Jahre alt —

waren wir bei Tisch oft zwölf, vierzehn Personen und noch mehr. Heute stelle ich mir vor, daß Onkel und Tante eigentlich Erholung nötig hatten, wenn unsere Ferien zu Ende waren.

Nur zweimal habe ich es erlebt, daß wir den Geduldfaden überspannt hatten und damit eine berechtigte Explosion auslösten, der eine meines Erachtens sinnvolle Strafe folgte, daß uns allen am folgenden Sonntag die beliebten Baisers mit Schlagsahne vorenthalten wurden, die sich dann nur die Erwachsenen schmecken ließen.

An die erste dieser Situationen erinnere ich mich noch ganz genau: Onkel und Tante hatten zu Besorgungen nach Marienburg fahren müssen und uns beim Mittagessen allein gelassen. Wir „Kleinen“ hatten schon lange nach einer Gelegenheit gesucht, uns bei den „Großen“ zu rächen. Als wir darum kurz vor dem Essen feststellten, daß auf jedem Platz schon ein gefüllter Teller mit Blaubeeren und Milch stand, hatten wir uns bei der Küchenmamsell, Fräulein Alwine, schwarze Gewürzkörner ausgebeten, die wir rasch in die Suppenteller der „Großen“ warfen. Als nun einer nach dem anderen von ihnen auf diese „harten“ Blaubeeren biß, war klar, daß wir „Kleinen“ von der anderen Tischseite die Übeltäter sein mußten. Als die „Großen“ begannen, mit ihren Löffeln einen Anteil ihrer „verseuchten“ Suppe in unsere Teller zu praktizieren, schöpften wir diese auf gleiche Weise zurück. Bald zeigte das weiße Tischtuch herüber und hinüber eine blaue Milchspur. Aber damit noch nicht genug, das Spiel hin und her steigerte sich so, daß bald gegenüber auf den Gesichtern Milchspritzer zu fließen begannen, wir aber in unserem Übermut nicht merkten, daß die Spritzer — vom Löffel schwingvoll geschleudert — bis zur Wand flogen und auf der fast neuen Tapete eine echte Milchstraßenspur hinterließen. Mit Recht erwarteten wir mit beachtlichem Herzklopfen die Rückkehr von Onkel und Tante und akzeptierten schuldbewußt die auf Sonntag festgelegte Bestrafung.

Aber nicht nur unsere Streiche und amüsanten Stunden sind mir noch in lebendiger Erinnerung. Wir bekamen ja auch sonst vieles mit, was sich auf einem westpreußischen Hof ereignete. So sehe ich es noch deutlich vor mir, wie wir an einem schönen Sommerabend in der offenen Veranda am Eingang des Wohnhauses saßen. Wir sangen ein Volkslied nach dem anderen und beobachteten, wie der Vollmond hinter der Scheune aufging und immer höher stieg. Da sahen wir, wie jemand mit einer Stall-Laterne von den Insthäusern aus die Allee heraufkam. Es war eine von den Scharwerkerfrauen, die heftig weinend und schluchzend nach der Frau des Hauses fragte, die mit in unserer Runde saß. Es kam heraus, daß ihr Kind anscheinend hohes Fieber habe und schwerkrank wäre. Selbstverständlich ging Tante sofort hinein an den Medizinschrank, holte Fieberthermometer, einige Sorten von medizinischem Tee und aus dem Keller auch noch eine Flasche Holundersaft, um für jeden Fall das eine oder andere gleich zur Hand zu haben. Wir sahen sie mit der Frau zusammen zu deren Wohnung die Allee hinuntergehen und wurden dann erst so gegen 2 Uhr in der Nacht wach, als die Haustür unten wieder geöffnet wurde. So fühlten wir uns nicht nur in der Obhut dieses Hauses geborgen, sondern empfanden es auch, daß die Fürsorge von Tante und Onkel ebenso jedem ihrer Mitarbeitenden galt, denen sie u.a. auch eine Hochzeit ausrichteten, die wir in den Ferien miterlebten.

Bis heute sorgen alle diese Erinnerungen dafür, daß ich gern an diese „Kindheit im Osten“ zurückdenke und mich diesem Land als Heimat verbunden fühle, obwohl ich nicht von dort stamme, sondern nur die ersten 17 Jahre des Lebens dort zubrachte. Bis an mein Lebensende wird in meinem Herzen der Dank lebendig bleiben gegenüber den Besitzern von Antonienhof, die uns Kindern so schöne „Ferien auf dem Lande“ bereiteten. Mein Dank sollte durch diese Aufzeichnungen sichtbaren Ausdruck finden und zur Nachahmung anregen.

Heimat vergessen

von Ernst Böhm, Schmiedemeister aus Lichtfelde

*Es brennt in der Seele ein schreckliches Wort,
dessen Sinn wir erst jetzt ganz ermessen.*

*Es sucht uns, verfolgt uns an jeden Ort;
das grausame Wort heißt: „Vergessen“.*

*Vergessen soll sein, was erfreut' unsern Sinn:
die Felder, die Städte, die Straßen,
die Dörfer, die Häuser, die Menschen darin,
die glücklich zu sein sich vermaßen.*

*Vergessen, wo wir einst als Kinder gespielt,
hinein uns getastet ins Leben;
und wo wir die ersten Freuden gefühlt,
vergessen, die Arbeit, das Streben?*

*Vergessen die Jugend, die sonnige Zeit?
Der Weg, den so oft wir geschritten?
Das Herz voll von Hoffnung, allein und zu zweit,
und wo wir einst liebten und litten?*

*Vergessen den Ort, wo uns Mutter gebar?
Vergessen, was wir einst besessen?
Vergessen die Erde, die Heimat uns war?
Wir werden sie niemals vergessen!*

